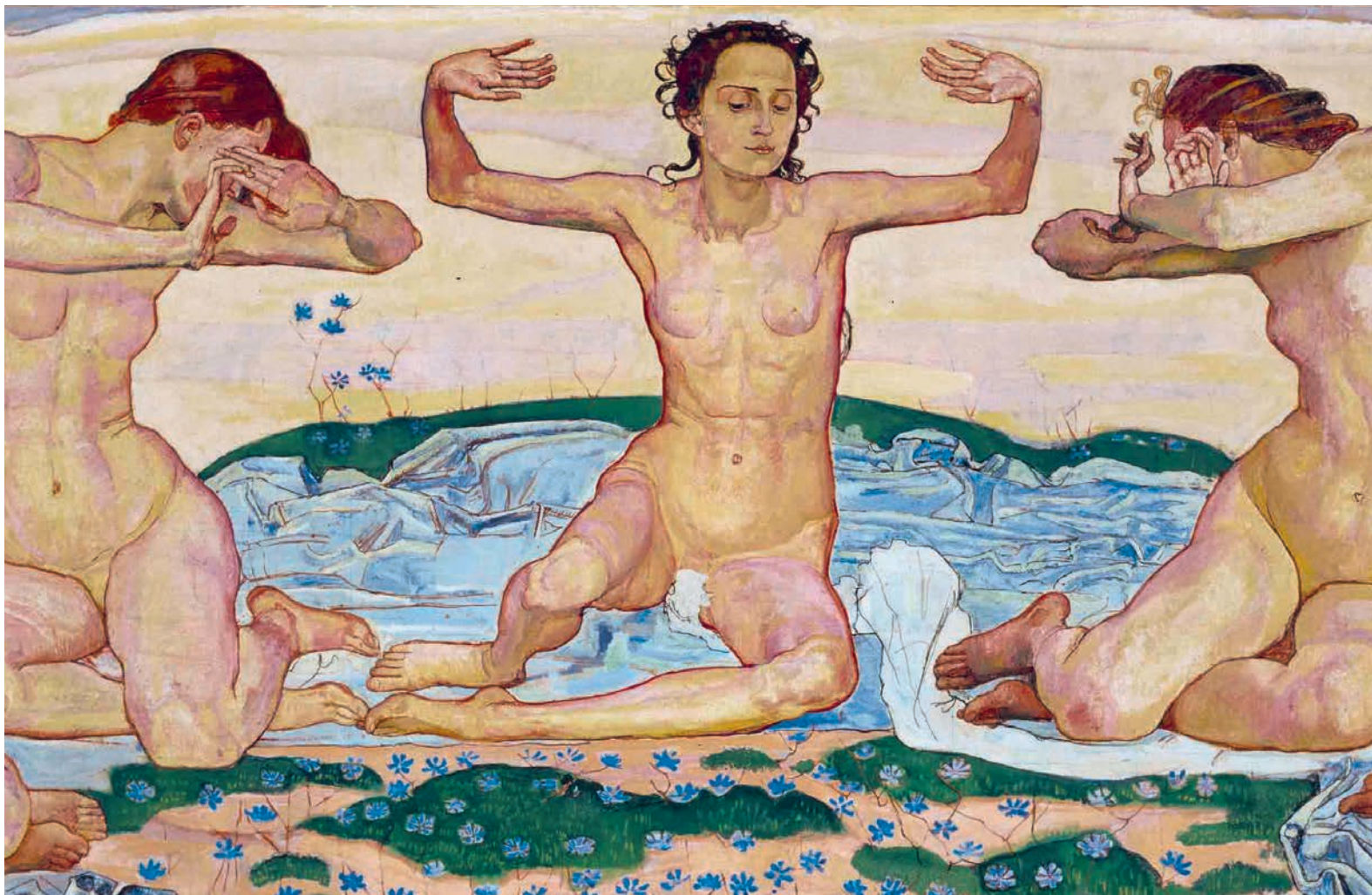


Youtuberin Michelle Gollan: «Ich, rechts? Nein, einfach normal»

Ausgabe für Deutschland
Nummer 11 – 16. März 2024 – 92. Jahrgang

DIE WELTWOCHEN



Mehr Schweiz wagen

Die Demokratie stärken heisst, die politischen Gegner einzugrenzen.
Prof. Dr. Reiner Eichenberger et al.

Ich kauf mir ein Kind

Das unmenschliche Geschäft mit der Leihmutterschaft. *Birgit Kelle*

Gotisches Unheil über Windsor

Die sonnigen Jahrzehnte unter Elisabeth der Guten sind leider vorbei.
Julie Burchill

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Deutscher Frühling des Missvergnügens

Zürich

Man reibt sich die Augen: Was ist bloss mit Deutschland los? Nichts scheint mehr zu gehen. Die Stimmung ist mies, auf den Strassen brodeln der Unmut. Streiks legen die Bundesrepublik lahm. An einem Tag stehen die Eisenbahnen still. Dann wieder streiken die Flughäfen. Wer es sich leisten kann, wandert aus. Zehntausende von Deutschen, gut ausgebildet, Leistungsträger, kommen in die Schweiz, Jahr für Jahr. Was steckt dahinter?

Von aussen fallen Diagnosen schwer. Stellen wir also ein paar Vermutungen an. Deutschland war schon einmal ziemlich am Boden. Vor rund zwanzig Jahren galt die Bundesrepublik als «kranker Mann Europas». Das Malaise zwang Kanzler Schröder, die Marktkräfte zu entfesseln und den überbordenden Sozialstaat zurückzubinden. Die «Agenda»-Politik brachte Deutschland in Schwung. Den Kanzler kostete sie das Amt.

Nachfolgerin Angela Merkel profitierte vom Rückenwind der Schröder-Reformen. Deutschland verzeichnete Exportrekorde. Beflügelt von günstigem Gas aus Russland und dem Billig-Euro aus den wild rotierenden Druckmaschinen der Europäischen Zentralbank (EZB), schwamm die Industrie in gewaltigen Gewinnen. Die geboosterte Konjunktur förderte Übermut und politischen Grössenwahn: «Wir schaffen das!»

Schon Goethe wusste: «Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Folge von guten Tagen.» Wohlstand ist gefährlich. Die grössten Dummheiten passieren immer dann, wenn die Menschen glauben, es gehe ihnen gut. Kanzlerin Merkel öffnete die Grenzen des Landes und die Schatztruhen des Sozialstaats für Millionen von Migrant*innen. Ihr grösster Fehler aber war der Ausstieg aus der Kernenergie. Wir schaffen das.

Sie schafften es eben nicht. Immer tiefer träumten sich die Deutschen ins Wachkoma ihrer Illusionen. Auf einmal war die Rettung des Weltklimas in hundert Jahren wichtiger als die Erhaltung der Arbeitsplätze in der Autoindustrie von heute. Die Deutschen, vor allem ihre Politiker, gefielen sich unheimlich in ihrer Gutmenschen-Pose als Wohltäter, Klimaschützer, Moralbesserwisser, Planwirtschaftler und globale Geldverteiler.

Das süsse Gift des Sozialismus – immer mehr Staat, immer weniger Freiheit für Bürger und Unternehmen – zerstört auf Dauer alles. In Deutschland brach das schon bedrohlich dünne Eis mit dem Einmarsch der Russen in die Ukraine. Mit einem Schlag liessen sich die grünen Lebenslügen nicht mehr finanzieren. Der Kuchen wurde kleiner, nicht aber die Ansprüche, hochgetrieben auch durch die masslose Migration.

Das Resultat sehen wir jetzt: erbitterte Verteilungskämpfe. Sie sind die Folge eines durchschlagenden Versagens der Elite. Jahrelang predigten die Regierenden weltweite Solidarität.

Immer tiefer träumten sich die Deutschen ins Wachkoma ihrer Illusionen.

Das Geld der Steuerzahler floss in Strömen: Für den grünen Umbau. Für Radwege in Peru. Für kriminelle Migrant*innen, die das Asylsystem missbrauchen. Für die Aufrüstung und den Wiederaufbau der Ukraine. Motto: «Nach uns die Sintflut».

Es grenzt an ein Wunder. Duldsam und lange schauten die Deutschen zu, wie ihre Parteien, die sich unter Merkel bis zur Ununterscheidbarkeit angeglichen hatten, ihr sauer verdientes Geld munter in der ganzen Welt verpulvern. «Jetzt sind wir mal dran», dürften sich einige gesagt haben. Zuerst kamen die Bauern, die Handwerker, dann die Lokführer, die Piloten, das Bodenpersonal, eine Bundesrepublik im Generalstreik.

Das überforderte Berliner Polit-Kartell machte das Dummste, was man in so einer Lage machen kann. Statt Verständnis und Lösungen hagelte es von oben Vorwürfe und Beschimpfungen. Jeder Klimakleber sah sich zuvorkommender behandelt als die geplagten Bauern, die man zu Aufwieglern und «Nazis» stempelte, nur weil sie den Politikern erklärten, wie die grüne Klimawende die Landwirtschaft ins Elend stürzt.

Eine Regierung, die wachsende Teile der Bevölkerung beleidigt, schafft sich ab, pfeift aus dem letzten Loch. Doch die Deutschen, so macht es den Anschein, haben eine Engelsgeduld mit ihren politischen Abgesandten. Diese zeigten

sich solidarisch mit der ganzen Welt, weit solidarischer als mit den deutschen Steuerzahlern. Das rächt sich jetzt. Es droht der Politik der Solidaritätsentzug von unten.

Die Ampeln und ewigen Koalitionen merken: Es schwimmen uns die Felle davon. Die Wähler wenden sich mutmasslichen Alternativen zu. Das ist, anders als der trübe Verfassungsschutz behauptet, kein Anschlag auf die Demokratie. Das ist die Demokratie. Der Bürger ist der Chef. Einige scheinen das vergessen zu haben in der Superblase Berlin. Rabi*at klammern sie sich an die Macht, die ihnen entgleitet.

Unter den Staaten ist Deutschland die Dramaqueen. Die Deutschen, vor allem ihre Politiker, Intellektuellen und Journalisten, sind Weltmeister der eloquenten Übertreibung. Dabei passiert hier gar nichts Ungewöhnliches: Überfluss verwahrlost. Gute Zeiten spülen Leichtmatrosen nach oben, geländegängige Anpasser und Schönschwätzer. Im Sturm sind wieder Persönlichkeiten gefragt.

Mittlerweile hat es sich herumgesprochen: Deutschland wurde auch schon kompetenter regiert. Allerdings auch schon viel, viel schlechter. Die Geisterbahn der Vergangenheit kennt abschreckende Beispiele. Wir sind zuversichtlich, dass die Deutschen ihren Frühling des Missvergnügens, den sie sich bei den letzten Wahlen übrigens selber eingebrockt haben, auch diesmal überwinden werden.

Und selbst heute ist nicht alles schlecht. Der vielgeschmähte Kanzler Scholz bodigte im Bundestag erneut die Taurus-Fans. Niemals dürfe Deutschland diese Rakete den Ukrainern zur freien Verfügung stellen. Die Flugbombe könne den Kreml treffen. Um das zu verhindern, brauche es deutsche Spezialisten vor Ort. Das wiederum wäre der Kriegseintritt der Bundeswehr gegen Russland – ein Sprung in den Abgrund.

Selten hat man vom deutschen Regierungschef ein deutlicheres Misstrauensvotum gegen den ukrainischen Präsidenten Selenskyj gehört. Anscheinend ist Scholz derzeit einer der wenigen Politiker in Berlin, die erkannt haben, dass der Taurus-Einsatz die Weltkriegsgefahr akut verschärfen würde. Das ist weder Appeasement noch Hochverrat. Das ist vernünftig. Noch ist Deutschland nicht verloren. R. K.

Birgit Kelle über das Geschäft mit Kindern, Youtube-Star Michelle Gollan, Botschafter Thomas Greminger über Auswege aus dem Ukraine-Krieg

«Leihmutter» ist ein harmloses Wort. Ist es auch eine harmlose Sache? Schliesslich sollte doch jeder diskriminierungsfrei das Recht auf ein Kind haben. Nein, findet die Journalistin Birgit Kelle in ihrem Buch «Ich kauf mir ein Kind», das in wenigen Tagen erscheint. Für sie ist die Milliardenindustrie der technisch und ethisch grenzenlosen Reproduktionsmedizin nichts anderes als eine moderne Form des Menschenhandels. Das Eldorado der Szene war bis zum Kriegsausbruch die Ukraine, seither hat sich der Markt nach Georgien verlagert. Die Leihmütter werden dabei schamlos ausgebeutet, die Kinder wie Objekte optimiert, gekauft und verkauft. Angesichts der sich ständig entwickelnden medizinischen Möglichkeiten stellt sich auch hier die Frage, ob der Mensch alles tun darf, was er tun kann. **Seite 12**

Michelle Gollan, im Netz besser bekannt als «Eingollan», polarisiert. Von den Medien als «rechts», «rechtspopulistisch» und «rechtsradikal» gebrandmarkt, sehen ihre Fans dies anders: Auf Youtube folgen ihr über 100 000 Menschen. Dort begeistert sie mit originellen, vielfältigen Videos. Mit Strasseninterviews und Kommentaren hält sie, stets humorvoll, der aufgewühlten Nation den Spiegel vor, sei es bei Themen wie LGBTQ, Bauernprotesten oder dem Umgang mit Andersdenkenden. Im *Weltwoche*-Interview, das im Internet von über 200 000 Menschen gesehen wurde, spricht sie über falsche Vorurteile ihr gegenüber und generelle Missverständnisse bezüglich der Ju-



Sie hält der aufgewühlten Nation den Spiegel vor: Youtuberin Gollan.

gend. Und sie verrät, was sie als Deutsche mit kroatischen Wurzeln trotz allem an Deutschland begeistert. **Seite 16**

Eine politische Lösung ist im Ukraine-Krieg nicht in Sicht. Für viele Sicherheitsexperten ist aber klar: Nun braucht es ein Umdenken. Dieser Meinung ist auch Thomas Greminger,

der heutige Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik. Er hat mögliche Auswege aus dem Konflikt skizziert. Mit Osteuropa kennt er sich bestens aus, als ehemaliger OSZE-Generalsekretär führte er Gespräche mit Wladislaw Surkow, dem einstigen Berater Putins. Unser Interview auf **Seite 20**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Dunkle Wolken: Seite 24



Wendekreis des Busens: Seite 30

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Matthias Matussek
Lieber Schuldirektor Zimmermann
- 8 Mehr Schweiz wagen
Die Demokratie stärken heisst,
die politischen Gegner einzugrenzen
- 10 Inside Washington
Blackout für Bidens Gedächtnispolizei
- 10 Personenkontrolle
- 11 Harald Martensteins Lichtblicke
Es ist ein bisschen wie früher
- 12 Ich kauf mir ein Kind
Milliardenindustrie Leihmutterchaft
- 15 Kurt W. Zimmermann
Spinnt Franziskus?
- 14 Youtuberin Michelle Gollan
«Viele, die als rechts dargestellt werden,
sind ganz normale Menschen»
- 18 Zeitgeist Oppenheimers Hollywood
- 19 Raye Magischer Moment
- 20 Thomas Greminger
«Selenskyj würde das politisch
wohl nicht überleben»
- 22 Forschung
Das logische Denken der Frau
- 23 Ramadan für die Schule
Berliner Schüler lernen das Fasten
- 24 Gotisches Unheil über Windsor
Die Königsfamilie scheint
dem Untergang geweiht
- 26 Lagardes Bulldogge
Verbissener grüner Kurs der EZB
- 27 Tamara Wernli
Ich bestreite mein Leben, also Geld her
- 28 Schöne neue Welt
Verlasst die EU, solange ihr noch könnt!
- 29 Jenseits von Einstein
Gegenrede von Simon Aegerter
- 30 Sydney Sweeney
Wendekreis des Busens
- 32 Anabel Schunke
Schulische Opferolympiade

GESCHICHTE: MADAME DE STAËL

- 31 Die Schweizerin, die Napoleon
besiegte und Europa veränderte
Madame de Staëls leidenschaftlicher
Kampf für Freiheit und Individualität

LITERATUR UND KUNST

- 39 Ikone der Woche
- 40 Die rebellische Israelin
Bestsellerautorin Zeruya Shalev
- 42 Bücher der Woche
- 46 Eine kleine Nicht-Musik
Komponist Peter Schickele

LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex
- 50 Leserbrief

Lieber Schuldirektor Zimmermann

Sie haben in der Gewissheit, Ihre staatsbürgerliche Pflicht zu tun, wegen einer Ihrer Schülerinnen die Polizei geholt. Eine Siebzehnjährige soll «mutmasslich verfassungsfeindliche Inhalte in sozialen Netzwerken verbreitet haben». Das Vergehen des Teenagers: Sie hatte über Tiktok verbreitet, dass «Deutschland nicht nur ein Ort auf der Landkarte sei, sondern ihre Heimat».

Mir läuft es bei diesem Vorgang kalt den Rücken runter. Aus zwei Gründen.

Erstens: Sie, Herr Direktor, haben sich als staatshöriger Denunziant in die grosse schreckliche Tradition deutscher Beamter gestellt. Sie haben das Diktum der Grünen, dass es kein deutsches Volk gebe und demzufolge auch keine deutsche Heimat, voraussetzend exekutiert.

An Ihrer Schülerin!

Diese wurde von den Polizeibeamten durch die ganze Schule und über den Schulhof abgeführt wie eine Verbrecherin. Alle sahen zu. Sie haben ein Exempel statuiert. Der zwei-



Umerzieher und Herzensmaoisten:
Schulleiter Zimmermann.

te Grund: Sie haben sich dem Umerziehungsprojekt unserer links-grünen Regierung verschrieben, die das «Vaterland zum Kotzen» findet (Habeck) und deshalb die Grenzen für alle Hereinströmenden öffnet.

Unsere Grünen wollen Deutschland abschaffen und selbst den Gedanken daran unter Strafe stellen.

Herr Schuldirektor, ich schreibe Ihnen diesen Brief aus Phnom Penh, das noch vor zwanzig Jahren eine Geisterstadt war. Hier und im übrigen Kambodscha mordeten und folterten die Roten Khmer, eine maoistische Truppe, die den «Neuen Menschen» erziehen wollte. Einen klassenlosen, geldlosen, religionslosen Kollektivmenschen, der Tradition und Sitte über Bord schmeissen sollte.

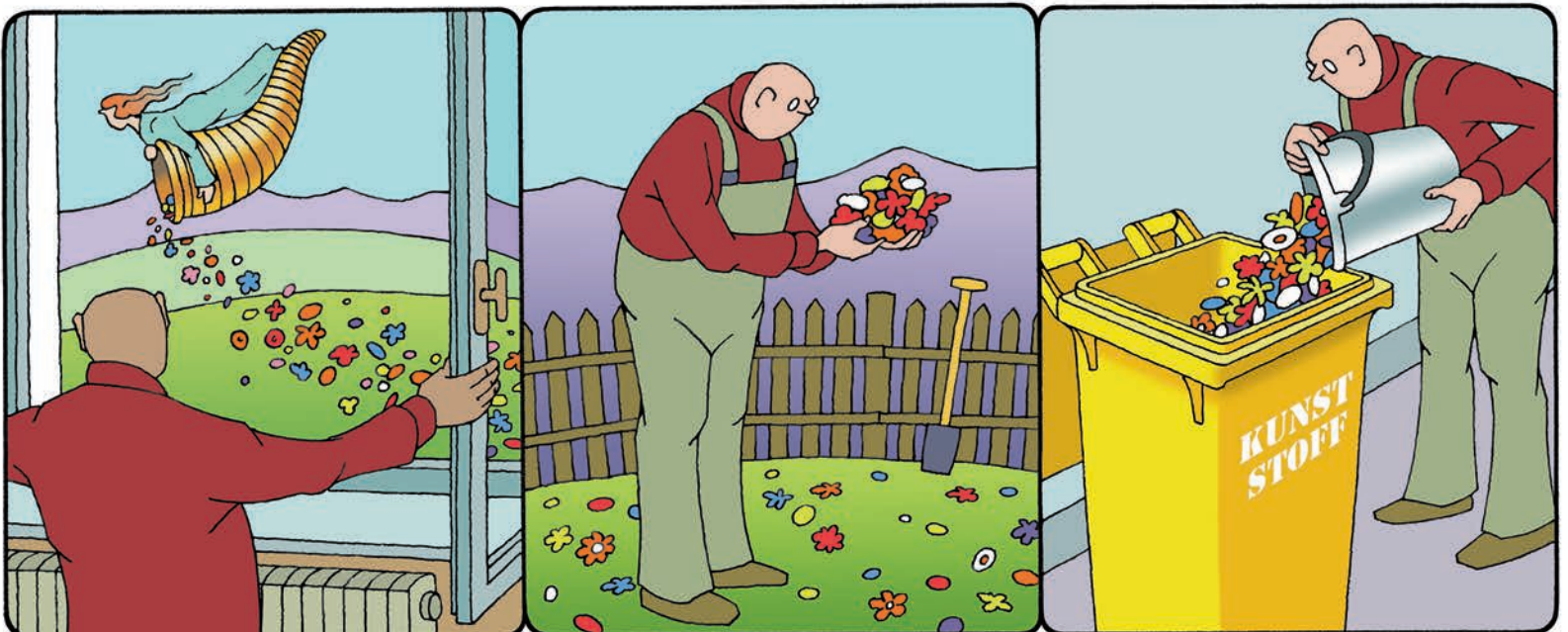
Die Roten Khmer wurden von Pol Pot angeführt, dessen Schriften der Kommunistische Bund Westdeutschland (KBW) ins Deutsche übersetzte. Einer seiner Anführer war der Grüne Winfried Kretschmann.

Umerzieher und Herzensmaoisten sind die Grünen bis heute geblieben.

Und Sie ein beflissener Helfer.

Mit unfreundlichen Grüßen
Ihr Matthias Matussek

BARTAK



Silber: der Super-Rohstoff der Zukunft

Elektromobilität, Photovoltaik, Telekom und Medtech: Ohne Silber würden diese Branchen still stehen. Das Edelmetall ist gefragter denn je – und im Vergleich zu Gold viel günstiger zu haben. Investieren Sie einfach in reines Silbergranulat mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.

Reines Silbergranulat.
Mit jeder Einzahlung ins S-Deposito erwerben Sie Silbergranulat, den Grundrohstoff für alle Silberanwendungen.

Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

Win-win-Partnerschaften.
Über das S-Deposito lassen sich Tauschgeschäfte abwickeln. So kann man bei vielen Firmen Einkäufe gegen Silber tätigen.

Smart in Silber investieren.
Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.

Begehrte in der Industrie.
Silber ist ein hervorragender thermischer und elektrischer Leiter. Der Weg zu einer emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

Schützen Sie
Erspartes vor
Bankenkrisen
und Inflation!

Mehr Schweiz wagen

Die Demokratie stärken heisst, die politischen Gegner einzugrenzen.

Reiner Eichenberger, Patricia Schafer und David Stadelmann

Die Regierungen der Bundesrepublik Deutschland hatten einst den Ruf, wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme ernsthaft anzugehen. Nun herrscht ein anderes, von der jetzigen und der Vorgängerregierung geprägtes Bild. Das ebnete den Boden für neue Oppositions- und Protestparteien, insbesondere für die Alternative für Deutschland (AfD), die die ungelösten Probleme erfolgreich bewirtschaften kann.

Demokratie lebt vom intensiven Parteienwettbewerb. Er hält die Regierung zu problem-lösungsorientierter Politik an. Doch auf den Wettbewerb durch die AfD reagieren die angestammten Parteien mit Ausgrenzung. Dies erlaubt der AfD, die angestammten Parteien als den demokratischen Wettbewerb unterdrückendes Machtkartell zu verschreien und sich selbst als «Alternative» zu einem aus den Fugen geratenen System darzustellen.

Zähmung der Extremisten

Werden Deutschlands Probleme nicht angegangen und die AfD weiterhin ausgegrenzt, dürfte sie in manchen Bundesländern, Kreisen und Gemeinden die führende Partei und zur Königsmacherin oder Unterstützerin einer Minderheitsregierung werden. Sie auszugrenzen oder gar von demokratischen Wahlen auszuschliessen, birgt deshalb immer grössere Gefahren für die gesellschaftliche Stabilität und die Demokratie. Was also tun?



Es gilt, den demokratischen Wettbewerb in Deutschland zu stärken und so zu gestalten, dass sich angestammte und neue Parteien sowie ihre ambitionierten Vertreter konstruktiv und fruchtbar an der Entwicklung Deutschlands beteiligen. Das mag manchen mit Blick auf die AfD und zukünftige linke und rechte Protestparteien naiv und utopisch erscheinen, ist es aber nicht! Eine institutionelle Reform könnte den relativ fähigen Politikern aller Parteien wirksame Anreize geben, sich stärker in der

Die politische Stabilität und der Wohlstand verdankt die Schweiz ihren politischen Institutionen.

politischen Mitte zu positionieren, moderater zu politisieren und ernsthaft Probleme anzugehen.

Wie das gehen kann, zeigt ein Blick in die Schweiz. Ihre hohe politische Stabilität und ihr grosser Wohlstand – die Wirtschaftsleistung pro Kopf ist zu laufenden Wechselkursen umgerechnet rund 90 Prozent höher als in Deutschland – liegen nicht an dem längst geschleiften Bankgeheimnis, der Verschonung vor den Weltkriegen oder gar den Schweizer Genen, sondern an den politischen Institutionen. Sie geben politischen Entscheidungsträgern Anreize, die Probleme ernsthaft und konstruktiv anzugehen.

Natürlich gibt es auch in der Schweiz rechte Parteien, insbesondere die Schweizerische Volkspartei (SVP). Sie verhält sich aber trotz hoher Zuwanderung und hohem Ausländeranteil moderater als die AfD und andere rechte Parteien in Europa, und ihre Mitglieder wirken in wichtigen Regierungsfunktionen auf allen staatlichen Ebenen mit. Die Regierungen auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene setzen sich normalerweise aus fünf bis sieben Mitgliedern von Parteien eines breiten politischen Spektrums zusammen, die kollegial zusammenarbeiten, was auch als Konkordanz bezeichnet wird.

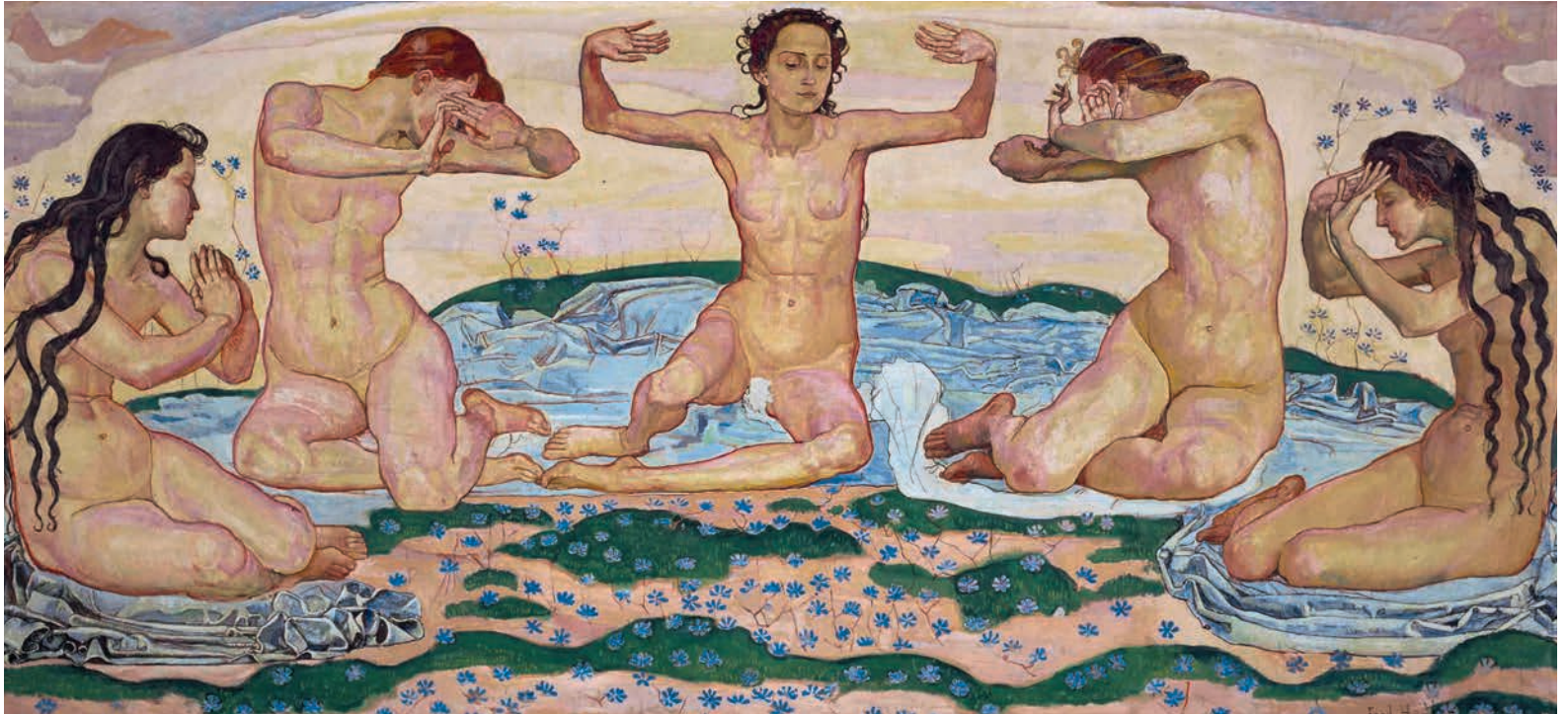
Zur Erklärung von Konkordanz und Problemlösungsorientierung der Schweiz werden zumeist ihre direkte Demokratie und klein-

räumige Dezentralisierung herangezogen. Ebenso wichtig dürfte aber das spezielle Schweizer Wahlsystem sein. Wie das deutsche System vereint es Elemente von Verhältnis- und Mehrheitswahlen, unterscheidet sich aber doch grundlegend:

1. — Mit Verhältniswahlrecht werden die relativ unwichtigen Politiker gewählt: auf Gemeinde- und Kantonebene die Parlamentsmitglieder und auf Bundesebene die Mitglieder des Nationalrats, der grossen der zwei gleichberechtigten Parlamentskammern (200 Sitze). Mit Mehrheitswahlrecht werden hingegen die relativ wichtigen Politiker gewählt: die Mitglieder der Kantons- und Gemeinderegierungen sowie auf Bundesebene die Mitglieder des Ständerats, der kleinen Parlamentskammer (46 Sitze).

2. — Die Mehrheitswahlen finden in Mehrpersonenwahlkreisen statt. Das heisst, mehrere Kandidaten aller Parteien treten für mehrere Sitze gleichzeitig in einem Wahlkreis an. Dabei hat jeder Bürger so viele Stimmen, wie es Sitze im Wahlkreis zu besetzen gibt. Diese kann er frei auf die Kandidaten verteilen, wobei er jedoch höchstens eine Stimme pro Kandidat abgeben kann. Gewählt sind diejenigen Kandidaten, die im ersten Wahlgang ein absolutes Mehr erreichen oder im zweiten Wahlgang am meisten Stimmen gewinnen.

Aus der Kombination von Verhältniswahl und Mehrheitswahlen in Mehrpersonenwahlkreisen erwachsen fruchtbare Anreize für die Parteien und Politiker: Das Verhältniswahlrecht bewirkt, dass es viele Parteien gibt, die sich breit über das politische Spektrum verteilen und alle Meinungen abbilden. Bei den Mehrheitswahlen in Mehrpersonenwahlkreisen für die wichtigen Ämter stellen die Parteien aus strategischen Gründen nur einzelne Kandidaten mehr auf, als es ihrem Wähleranteil entspricht. So konzentrieren sich die Stimmen der ihnen nahestehenden Wähler auf ihre wenigen Kandidaten und steigern deren Wahlchancen. Als Folge können Wähler nur alle ihre Stimmen einsetzen, wenn sie Kandidaten



Wer erfolgreich sein will, muss echte Lösungen vorschlagen, moderat agieren, sich einmitten.

verschiedener Parteien wählen. Dadurch wird es für die Kandidaten für eine erfolgreiche Wahl wichtiger, nicht nur den Wählern ihrer eigenen Partei zu gefallen, sondern auch den Wählern anderer Parteien. Folglich hat Wahlchancen, wer sich in der Mitte des politischen Spektrums positioniert, mit Kompetenz überzeugt, die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Politikern aller Parteien glaubwürdig signalisiert und ernsthafter, lösungsorientierter und auch anständiger politisiert. Schmutzkampagnen gegen einzelne Politiker werden unattraktiv. Wer nur andere schlechtmacht, schadet zwar diesen Politikern, hilft aber zugleich allen anderen Wettbewerbern.

Damit hat das Schweizer Wahlsystem gewichtige Vorteile: Es führt zu einer parteidurchmischten Kollegialregierung, wobei die Politiker aber trotzdem einigermaßen in der Mitte stehen, wenig ideologisch sind und am Wohl aller Bürger interessiert sind. Dies erleichtert die Zusammenarbeit innerhalb der Regierung, schafft breite Integration und hohe Akzeptanz der Entscheide. Gleichzeitig sind Mehrheitswahlen in Mehrpersonenwahlkreisen sehr wettbewerbsfähig. Der Wettbewerb findet aber nicht grob und laut durch abrupte Wechsel der gesamten Regierungsmacht oder Parlamentsmehrheit statt, sondern feiner abgestuft und unaufgeregter. Insgesamt vereint das System permanenten Wandel mit grosser Stabilität.

Chance für Deutschland

Das Schweizer Modell der Mehrheitswahlen in Mehrpersonenwahlkreisen lässt sich einfach und risikolos auf Deutschland übertragen. Da in seinem Wahlsystem das Verhältniswahlrecht zentral ist, hat es bereits ein Mehrparteien-

system. Es müssten also nur noch für wichtige politische Ämter Mehrheitswahlen in Mehrpersonenwahlkreisen eingeführt werden.

Dies würde nicht nur die Anreize der Vertreter von AfD und allen zukünftigen neuen Parteien zu moderatem Verhalten stärken, sondern auch die parteiinterne Auswahl ihrer Köpfe verändern: Moderate und problemlösungsorientierte Personen müssten die AfD nicht mehr meiden. Die Kandidaten für Ämter, die eine Positionierung in der Mitte statt an den politischen Rändern verlangen, wären dann daran interessiert, dass sich die AfD insgesamt mehr als konstruktive politische Kraft und weniger als Protestpartei einbringt. Es gilt: Wer

Mit der Volkswahl der Bundesregierung könnte Deutschland zum weltweiten Vorbild werden.

erfolgreich sein will, muss echte Lösungen vorschlagen, moderat agieren und sich «einmitten». Tut die AfD dies nicht, verlöre sie die Chance, sich an Regierungen zu beteiligen. Da dies dann aufgrund einer Volkswahl passieren würde, wären ihr Argument der «Ausgrenzung» sowie ihr Protestgehabe unglaubwürdig. Die AfD und neue Protestparteien würden so schnell zu ziemlich «normalen» Parteien.

Am einfachsten könnte mit der Einführung von Mehrheitswahlen in Mehrpersonenwahlkreisen auf kommunaler Ebene begonnen werden. Dort könnte statt dem volksgewählten Bürgermeister so wie in Schweizer Gemeinden eine Regierung von fünf, sieben oder auch neun Personen gewählt werden, zeitgleich und in

einem Wahlkreis mit der Mehrheitsregel. Dafür sind zwei Wahlgänge sinnvoll, wobei im ersten das absolute Mehr gilt, im zweiten das relative Mehr. Wie genau die Detailregeln ausgestaltet werden, kann den Bundesländern oder Gemeinden überlassen werden. Vielfalt ist auch hier von Vorteil, weil sie gegenseitiges Lernen fördert. Die Bundesländer könnten auch gezielt Versuche von Gruppen von Gemeinden unterstützen und diese wissenschaftlich begleiten lassen.

Sodann könnte die Regel auch gut auf die Wahl der Regierung von Bundesländern übertragen werden. Statt der Wahl der Ministerpräsidenten durch das Parlament könnten dann die Bürger so wie in Schweizer Kantonen ein Regierungskollegium direkt wählen. Und schliesslich wäre auch die Wahl der Bundesregierung nach diesem Verfahren möglich. In der Schweiz wird die Bundesregierung noch durch das Parlament gewählt, mit einer Regel, die ebenfalls eine parteiliche Durchmischung der Regierung und Konkordanz bewirkt. Mit der Volkswahl der gesamten Bundesregierung könnte Deutschland zum weltweiten Vorbild werden, auch für die Schweiz.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Uni Fribourg und Forschungsdirektor von CREMA – Center of Research in Economics, Management and the Arts.

Patricia Schafer ist Diplomassistentin und Doktorandin am Lehrstuhl für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.

David Stadelmann ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth und Senior Fellow am Schweizer Institut für Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern (IWP).



INSIDE WASHINGTON

Blackout für Bidens Gedächtnispolizei

Wenn es nach den Anwälten von Joe Biden gegangen wäre, hätte die Öffentlichkeit im vergangenen Monat niemals die einschlägige Einschätzung des US-Präsidenten durch Sonderstaatsanwalt Robert Hur als «wohlmeinenden, älteren Mann mit schlechtem Gedächtnis» zu Gesicht bekommen.

Am Vorabend der Aussage des Staatsanwalts vor dem Kongress in dieser Woche berichtet die *Washington Post*, dass Bidens Anwaltsteam das Justizministerium bis hinauf zur Spitze aggressiv darum gebeten habe, die verheerende Beschreibung zu löschen, bevor der Bericht veröffentlicht wird.

Zunächst drängten sie Hur, die beanstandeten Passagen zu tilgen. Hur weigerte sich. Dann wandten sie sich an den ranghöchsten Mitarbeiter des Justizministeriums und bezeichneten den Bericht als eklatanten Verstoss gegen die «Politik und Praxis» des Ministeriums. Der Berufsbeamte war anderer Meinung. Justizminister Merrick Garland warf einen Blick darauf, unterschrieb, veröffentlichte das 345-seitige Memo in seiner Gesamtheit, und die Hölle brach los.

Angesichts von Umfragen, die zeigen, dass mehr als sechs von zehn Amerikanern ernsthaft über die grauen Zellen des Präsidenten besorgt sind, ist das Weisse Haus in bester Laune. Vor zwei Wochen erklärte Bidens Arzt im Weissen Haus, der Patient sei ein «gesunder, aktiver, robuster 81-Jähriger», der «fit für den Dienst» sei. In der vergangenen Woche hielt Biden seine Rede zur Lage der Nation mit nur einem kleinen verbalen Ausrutscher.

Die Pressesprecherin des Oval Office, Karine Jean-Pierre, besteht darauf, dass ihr Chef jeden Tag einen «kognitiven Test» bestehe. Leider gelingt es ihr weiterhin nicht, die Öffentlichkeit zu überzeugen.

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Habeck, Kickl, Scholz, Murdoch, Zhukova, von der Leyen, Merz, Böhmermann, Selenska, Biden, Nawalnaja, Nawalny, Morrison, Swift

Robert Habeck, Softie, hat sich als Rassist enttarnt. Seinem berüchtigten Ausruf «fucking problems» vor Studenten der Columbia University hatte der Wirtschaftsminister die vermeintlich salvatorische Klausel «Verzeihen Sie mein Französisch» vorangestellt. Doch dieser Satz wird in England seit Generationen nicht mehr verwendet. Zu rassistisch.

Herbert Kickl, Sprachakrobat, hat sich auf witzige Weise über den angeblichen Geheimplan deutscher «Rechter» zur «Deportation» von Ausländern lustig gemacht. Wahrscheinlich, so Österreichs Oppositionschef, handele es sich um einen «Geh heim»-Plan.

Olaf Scholz, Schmalhans, kümmert sich auch um Essen ausser Haus. Während er in der Talkshow «3 nach 9» zum x-ten Mal sein Leibgericht «verriet» (Königsberger Klopse), sprach der Kanzler auf Instagram über Deutschlands beliebtesten Imbiss – den immer teurer werdenden Döner. Scholz blieb so hart wie beim Taurus: Eine Dönerpreisbremse werde es nicht geben.

Rupert Murdoch, Johannistriebler, mags noch immer heiss. Kurz vor seinem 93. Geburtstag gab Australiens Medienmogul seine Verlobung mit der 67-jährigen Biologin **Elena Zhukova** bekannt. Sollte er sie heiraten, wäre es seine fünfte Ehe.

Ursula von der Leyen, Euro-Queen, hält sich vom eigenen Pöbel fern. Ein Dinner, das ihre Partei ihr zu Ehren zur Krönung als Spitzenkandidatin in Bukarest ausrichtete, verliess die EU-Chefin so früh wie möglich – genau um 9.29 Uhr. CDU-Chef **Friedrich Merz** aber lockte sie in Berlin an den Tisch. Es gab Pumpernickel mit Lachs, geschmorte Rinderbäckchen mit Kartoffelpüree und baskischen Käsekuchen.

Jan Böhmermann, Staatsfunke, hat einen öffentlichen Auftritt, für den er qualifiziert ist. In seiner Heimatstadt Bremen darf der ZDF-Satiriker alle 59 Haltestellen der Buslinie 90 einsprechen. Auf seinen Vorschlag, die Fahrgäste bei

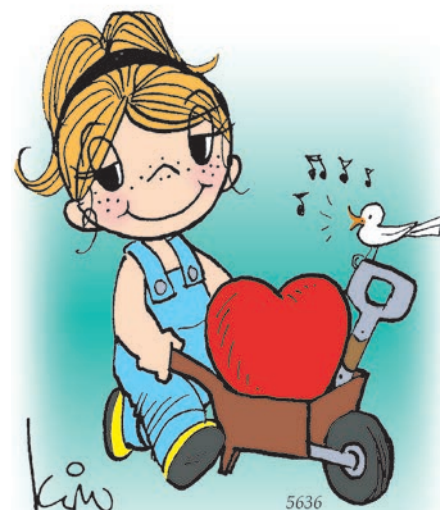
jedem Stopp auch mit einer Anekdote zu unterhalten, gingen die Verkehrsbetriebe nicht ein.

Olena Selenska, Shopping Queen, hält sich auch gute Russen vom Leib. Die für Einkaufstouren bekannte ukrainische First Lady schlug eine Einladung zu **Joe Bidens** State-of-the-Union-Rede aus. Der Grund: Sie hätte in der Nähe von **Julija Nawalnaja** gesessen, der Witwe des russischen Regimekritikers **Alexei Nawalny**. Den mochte man auch in Kiew nicht, weil auch für ihn die Krim zu Russland gehörte.

Scott Morrison, Mustervater, konnte seinen Töchtern einen Herzenswunsch nicht ausschlagen. In seine Rede, in der Australiens Ex-Premier seinen Abschied aus der Politik bekanntgab, flocht er so viele Musiktitel der Pop-Ikone **Taylor Swift** wie möglich ein.

Zusammengestellt von Wolfgang Koydl

Liebe ist...



... genau das, was mich durch den Arbeitstag trägt.

Es ist ein bisschen wie früher

Im Osten Deutschlands kämpfen die Leute um ihre Häuser und ihre Lebensweise. Sie kennen Tricks, halten zusammen und werden sich durchmogeln. Wie damals.

Harald Martenstein

In der Schweiz denken manche: Die Deutschen kriegen einfach nichts mehr hin. Früher waren die Deutschen doch relativ tüchtig! Stimmt nicht. Wir kriegen es hin.

Ich habe ein Haus in der Uckermark, einer schönen Landschaft etwa achtzig Kilometer von Berlin entfernt. Wenn du von Berlin aus achtzig Kilometer Richtung Horizont fährst, dann landest du meistens in einer Gegend, die so einsam ist, dass du nachts die Stimmen deiner Ahnen wispern hörst und wo auf den leeren Landstrassen Wölfe sich paaren.

Hier besitzen fast alle Häuser. Diese Häuser wurden oft noch in der DDR oder kurz nach der Wende billig gekauft. Arbeitskräfte werden überall gesucht. Die potenziellen Arbeitgeber aber schwimmen auch nicht in Geld und schaffen nicht immer den Mindestlohn und die vielen Abgaben. Man arbeitet hier oft schwarz.

Berliner Besitzer von Wochenendhäusern haben ihre Festgeldkonten, die Einheimischen haben Angst vor der Altersarmut. Das, was sie vor der Altersarmut retten kann, ist vor allem ihr Haus, für das sie keine Miete zahlen.

Drohende Gewitterwolken

Die Klimawende, dieses Grossprojekt der deutschen Regierung, ist hier bei den meisten ähnlich verhasst wie die AfD in der linken Szene von Kreuzberg. Ich glaube, wenn die Uckermarker die Wahl hätten zwischen dem Bau

Die Leute glauben aus Erfahrung zu wissen, dass man den Herrschenden nicht über den Weg trauen kann.

von Moscheen in jedem Dorf und der Pflicht, in jedem Haus eine Wärmepumpe einzubauen, dann würden manche eher für die Moschee stimmen.

Das Schlimmste ist, dass fast niemand mehr durchblickt. Zuerst wurde in Deutschland ein diabolisches Heizungsgesetz vorbereitet, das faktisch auf eine Enteignung aller nicht betuchten Hausbesitzer hinauslief. Denn wenn du für eine neue Heizung fast alle Erspar-

nisse los bist, dann musst du beim ersten unvorhergesehenen Ereignis – neues Dach, Krankheit, Unfall oder so – dein Haus verkaufen. Wenn die *Bild* diese Pläne nicht rechtzeitig enthüllt hätte, wäre es womöglich so gekommen.

Wegen der Enthüllung und der ihr folgenden Volksaufstandsstimmung wurden die Pläne abgemildert und ein paar Jahre in die Zukunft verschoben. Die Pläne sind immer noch sehr kompliziert und hängen jetzt wie dunkel drohende Gewitterwolken über den Dörfern. Die Leute glauben ausserdem aus Erfahrung zu wissen, dass man den Herrschenden nicht über den Weg trauen kann und dass die aktuell Herrschenden es zwar gut meinen mit den Wölfen, den Bibern und dem Klima, aber nicht so sehr mit ihnen, den Leuten.

Wenn man Angst und Wut in elektrischen Strom umwandeln könnte, dann wäre in Deutschland das Problem der Energieversorgung längst gelöst.

Die Wärmepumpe ist also das Herzensanliegen der deutschen Regierung. Die Wärmepumpe läuft mit Strom, der aber wegen der noch nicht erfundenen Wutangstkraftwerke und dank diversen Regierungsmassnahmen bei uns immer teurer wird. In der *Zeit* wird ein Architekt mit der Bemerkung zitiert, wer seinen Altbau mittels Wärmepumpe heizen wolle, könne genauso gut seinen Swimmingpool mit dem Küchentauchsieder heizen. Die Wärmepumpe erzeugt nämlich leider gar nicht so viel Wärme, wie ihr Name es nahelegt, vor allem verglichen mit Gas oder Öl. Stattdessen macht sie bizarre Geräusche, die nicht jeder mag.

Eine neue Gasheizung kostet bei uns um die 10 000 Euro, die Wärme- und Geräuschpumpe ab 30 000 aufwärts, da gibt es für Bedürftige Zu-

schüsse. Dazu kommen aber meistens neue Fenster (40 000 kann das schon mal kosten) und eine neue Dämmung der Aussenwände (noch mal 40 000). Grössere Heizkörper (superhässlich) sind auch oft nötig.

Die Wälder sind gross

Die Leute kaufen wie wild neue Gasheizungen und Ölheizungen, weil deren Einbau bald verboten werden soll. Gleichzeitig bereitet man sich auf jedwede Teufelei vor, die denen da oben noch einfallen mag. Es gibt Firmen, bei denen man auch in Zukunft Heizungen erhält, illegaler Import, es gibt verschwiegene Handwerker, die sie nach Feierabend einbauen werden. Es wird auch diskrete Quellen für Bückware wie Brennholz geben. Die Wälder sind gross. Nachts sieht man den Rauch aus den Kaminen nicht.

Es ist gut, wenn man im Auto einen zweiten, grossen Tank versteckt einschweisst, mit dem man Öl oder Flüssiggas aus Polen oder Tschechien schmuggeln kann, sobald es in Deutschland unbezahlbar geworden ist. Man könnte auch Strom anderswo abzapfen, wenn man ihn legal nicht mehr bezahlen kann, das machen sie in Afrika ja auch.

Die Leute kennen Tricks, sie halten zusammen und werden sich durchmogeln. Wenn die Regeln so sind, dass man sie nicht akzeptieren kann, auch aus Selbstachtung, dann umgeht man sie halt und redet nicht drüber. Wir kriegen das hin. Manche sagen: Es ist ein bisschen wie früher.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. C. Bertelsmann, Fr. 27:90.

Ich kauf mir ein Kind

Die Leihmutterschaft ist eine technisch und ethisch grenzenlose Milliardenindustrie. Frauen werden schamlos ausgebeutet, Kinder wie Objekte behandelt.

Birgit Kelle

Man bestellt es in Amerika, in der Ukraine oder auch in Georgien. Herstellungsmaterial, Ausstattung und Farbe werden nach Katalog ausgesucht. Man bezahlt es und holt es nach Fertigstellung ab. Wir sprechen nicht von Automobilen, sondern von Babys. Die sogenannte «Leihmutterschaft» avanciert damit auf dem Weltmarkt zum Menschenhandel unserer Zeit.

Das Geschäftsmodell funktioniert in verteilten Rollen. Es nutzt den Reichen, den Verzweifelten, den Gebärunwilligen, den Gebärungsfähigen, den Singles und homosexuellen Paaren. Es verdient daran eine Milliardenindustrie der technisch und ethisch grenzenlosen Reproduktionsmedizin. Frauen sind dabei Material und Mittel zum Zweck, sie werden ausgebeutet in der Dritten Welt, in den armen Ländern Europas, in prekären Situationen. Man degradiert sie zu Brutkästen und nutzt ihre Notlagen schamlos aus. Kinder sind das wertvolle Produkt. Sie werden auf dem Weltmarkt zu hohen Preisen wie Ware gehandelt oder auch entsorgt, wenn sie doch nicht so makellos sind, wie auf den Katalogseiten angepriesen.

Keine dummen Fragen, bitte

«Leihmutterschaft» klingt so harmlos, ist sie aber nicht. Wir sind ja hier nicht in einer Bibliothek, wo man Bücher ausleiht und zurückgibt, nachdem man sie fertiggelesen hat. Es wird auch keine Mutter «geliehen», ganz im Gegenteil, die Frau soll auf gar keinen Fall Mutter sein, sondern nur eine reine Brutstätte. Aus der Perspektive des Kindes ist es schlicht Menschenhandel. Eine Degradierung vom Subjekt und Träger individueller Menschenrechte hin zum rechtlosen Objekt, zu einem Ding. Heisst es nicht passend «das» Kind? Es ist ein grosses Menschenexperiment am offenen Herzen und mit der seelischen Gesundheit dieser Kinder.

Das global verkaufte Kind darf nicht unter seinem Schicksal leiden. Es soll bitte unbedingt glücklich und dankbar sein dafür, dass es auf der Welt ist, und später keine dummen Fragen nach seiner biologischen Herkunft stellen – schliesslich war es sehr teuer. Es wird zur Handelsware,

die bitte ohne Produktionsfehler, mit dem richtigen Geschlecht, in der richtigen Anzahl, bei voller Gesundheit, zu erschwinglichem Preis und natürlich pünktlich zum richtigen Zeitpunkt in der Work-Life-Balance seiner Auftraggeber zur Verfügung stehen soll. Jeder hat doch schliesslich diskriminierungsfrei ein Recht auf ein Kind, oder etwa nicht?

Um den Ansprüchen aller Profiteure zu genügen, werden im Namen der Leihmutterschaft weltweit längst anerkannte ethisch-moralische Hürden der zivilisierten Welt wieder eingerissen. Wahlweise im Sinne des medizinischen und technischen Fortschritts, der Antidiskriminierung, der Emanzipation der Frau und des Glücksanspruchs des Einzelnen möchten manche offenbar die Menschenrechte noch einmal neu verhandeln. Alles wieder auf null, nur weil der Mensch jetzt reproduktionstechnisch Dinge kann, die man früher nicht für möglich hielt. Und das hier ist nur der Anfang. Das Gruselkabinett der Reproduktionsmedizin hat noch mehr auf Lager als die künstliche Befruchtung eines angemieteten Bauchs.

Es zählte jedenfalls bislang zu den grossen Errungenschaften der zivilisierten Welt, Sklave-

rei und Menschenhandel zu gesellschaftlichen No-Gos zu erklären, weil sie mit der Würde des Menschen nicht vereinbar sind. Kinder zu kaufen und zu verkaufen ist aber okay?

Gleiches gilt für den Organhandel. Das schmutzige Geschäft ist weltweit geächtet, damit verzweifelte Notlagen armer Menschen nicht herausgefordert und ausgenutzt werden können. Nicht einmal wenn sie ihre Einwilligung dazu geben. Doch Frauen in den Slums der Dritten Welt oder in georgischen

Jeder hat doch schliesslich diskriminierungsfrei ein Recht auf ein Kind, oder etwa nicht?

Frauenhäusern als Brutkästen anzuwerben und ihre Kinder zu kaufen ist in Ordnung? Eine Niere: nein – ein ganzes Kind: ja?

Aus der Perspektive der Frau ist Leihmutterschaft die Prostitution 2.0. Der moderne Zuhälter arbeitet bloss nicht mehr im Rotlichtmilieu, sondern deutlich lukrativer als Agenturvermittler im Reproduktionsgeschäft, zum Teil über Kontinente hinweg. Er schickt seine «Mädchen» bloss nicht mehr auf die Strasse zum Anschaffen, sondern in den Kreissaal zum Gebären. In beiden Fällen werden die Frauen dabei zu funktionierenden Körperteilen degradiert.

Und genau deswegen muss man es beim Namen nennen, worüber wir hier reden. Beutete man früher «nur» die Sexualität der Frau aus, will man heute ihre Gebärfähigkeit gegen Geld. Nicht nur die Kinder, auch diese Frauen werden also in Wahrheit zum Objekt. Es interessiert nicht mehr der Mensch, nicht die Person, nicht mehr die Frau, schon gar nicht die Mutter, nur ihr Bauch und die reibungslose Funktionalität ihrer Gebärmutter.

Heerscharen von Feministinnen beschuldigen die katholische Kirche, das weltweite Patriarchat und angeblich ewiggestrige Reaktionäre mit traditionellen Familienvorstellungen, die Frau in der Gefangenschaft der Ehe zum Brutkasten zu erniedrigen, während es die moder-



«Prostitution 2.0»: Autorin Kelle.

ne Reproduktionsmedizin unter freundlichem Applaus befreiungsrhetorischer Feministinnen faktisch längst umgesetzt hat und es gar als Selbstbestimmung der Frau verkauft oder als Geschlechtergerechtigkeit für jenen Teil der LGBT-Gemeinde, der sich untereinander nicht befruchten kann.

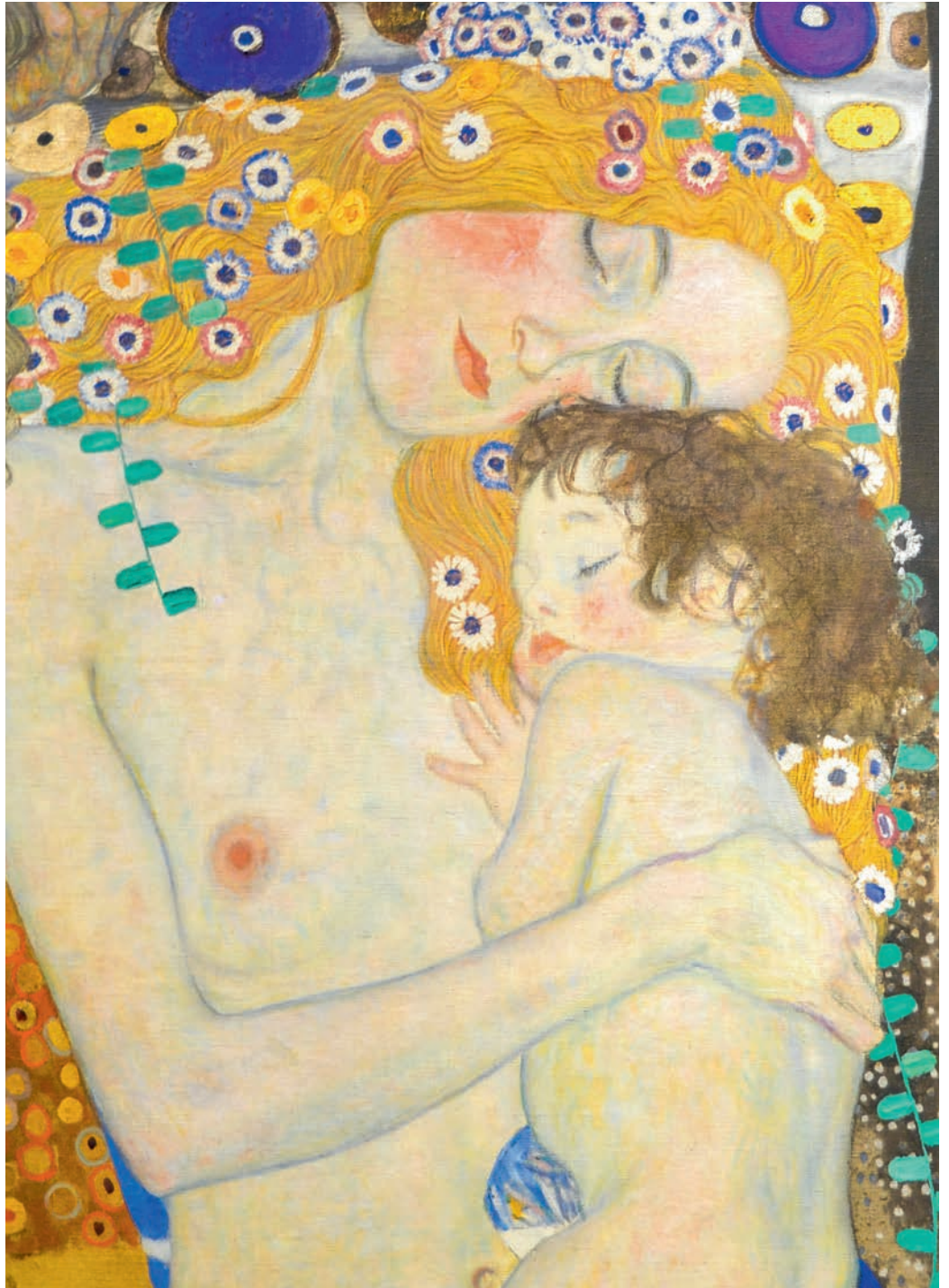
Die bittere Realität könnte frauenfeindlicher nicht sein: Die Frau soll brüten, werfen und dann die Klappe halten. So widerwärtig und ausbeuterisch hat das noch nicht einmal das immer noch unermüdlich bekämpfte System des «alten weissen Mannes» praktiziert. Dort wurde sie jedenfalls wenigstens vorher geheiratet und anschliessend versorgt. Als Brutkasten der aufgeklärten Postmoderne bleibt sie im globalen Geschäft ohne Rechte und medizinische Versorgung auf der Strecke. Dafür wird sie aber verbal aufgewertet, das ist doch nett! Die Prostituierte hat man aus dem Schmuddelmilieu heraus verbal zur «Sexarbeiterin» befördert, die Fremdgebärende wird jetzt zur «Reproduktionsarbeiterin» gemacht. Das gibt bestimmt auch irgendwann einen Tarifvertrag bei Ver.di. Welch emanzipatorische Errungenschaft!

Es war ausgerechnet die Ukraine, die in den vergangenen Jahren bereits zweimal ein böses Schlaglicht auf ein neues Millionengeschäft mitten in Europa warf, denn dort herrschte nicht nur Krieg, sondern auch Kinderstau. Bereits in den Corona-Lockdowns 2020 warteten Hunderte von Babys wegen der globalen Reisebeschränkungen und Lockdowns vergeblich in Massenunterkünften in Kiew – bestellt und nicht abgeholt von den Auftraggebern, die nun ihre Eltern sein sollten.

Was darf's kosten?

Analog wiederholte sich dasselbe im europäischen Leihmutterschafts-Eldorado im Frühjahr 2022 durch den Kriegsausbruch. Der Marktführer Biotexcom sandte in beiden Fällen dramatische Appelle an ausländische Botschaften und Politiker, um Lösungen zur Ausfuhr der Kinder zu finden. Es lagerten schliesslich unter dem russischen Bombenhagel wahre Schätze in Kiews Luftschutzkellern, und es galt auch, abseits des menschenelnden Kulleraugenfaktors weinender Neugeborener, Verträge zu erfüllen. Immerhin hat jedes einzelne Baby zwischen 40 000 und 70 000 Euro gekostet. Die Ware Kind wird zum Kollateralschaden kriegerischer Auseinandersetzungen, unter widrigen Umständen von fremden Krankenschwestern notdürftig versorgt, wenn die Logistik der «Warenauslieferung» im Lieferkettenstau von Pandemie und Krieg versagt.

Die schwangeren Leihmütter durften sich übrigens bei Kriegsausbruch 2022 nicht ins sichere Ausland retten, waren sie doch vertraglich gebunden, unter dem Bombenhagel in der Ukraine zu verweilen, weil ihr Leihmutterschaftsver-



Dürfen wir alles, was wir können?

trag im Ausland eine Straftat wäre. Wo und ob sie nach den oft üblichen Kaiserschnitten, die bei der Geburt dieser Kinder angewandt werden, mitten im Krieg medizinisch versorgt wurden, weiss keiner. Wen interessiert schon der Brutkasten?

Während nun Thailand und Indien, lange Jahre die führenden Länder dieses schmutzigen Markts, bereits zurückrudern und nach leidvollen Erfahrungen die Leihmutterschaft in ihren Ländern wieder verbieten, entwickeln sich arme europäische Länder zum neuen Zentrum der Szene. Von der Ukraine verlagerte sich der Markt kriegsbedingt und pragmatisch nach Georgien, dort versorgte man auch den zu-

sammengebrochenen indischen Markt wieder und warb Mietmütter aus ehemaligen Sowjetstaaten an. Behinderte Kinder musste man nicht abholen, die durften in georgischen Waisenhäusern «entsorgt» werden. Produktionsfehler will keiner.

Die deutsche Regierung verschliesst beide Augen vor den Fakten dieses menschenverachtenden Geschäfts vor der europäischen Haustüre. Es ist auch nicht bekannt, dass die deutsche Aussenministerin im Sinne ihrer vielzitierten «feministischen Aussenpolitik» ein deutliches Wort an die Ukraine gerichtet hätte, um einmal nach den Rechten und dem Gesundheitszustand Tausender ukrainischer Mietmütter zu fragen,

die während des andauernden Kriegs in der Ukraine entbunden haben. Stattdessen strebt dieselbe Regierung nahezu antizyklisch nach einer Legalisierung dieser Praxis auch auf deutschem Boden.

Das geltende Embryonenschutzgesetz in Deutschland verhindert Leihmutterschaft derzeit noch, ebenso wie auch die Eizell- und die Embryonenspende. Wie sollte man auch Menschen «spenden»? Die Betonung liegt auf «noch», denn man hat sich in Berlin auf die Fahnen geschrieben, zumindest die «altruistische» oder auch «nichtkommerziell» genannte Variante sowie die Eizellspende legalisieren zu wollen. Mit der Aufgabe, legale gesetzliche Wege für die neuen Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin zu entwickeln, wurde eigens eine Kommission betraut.

Die Befürworter formulieren dazu die blumige Theorie, dass dabei kein Geld zwischen Auftraggeber und Leihmutter fliesse und dadurch alles nur ein Akt der Nächstenliebe für verzweifelte Menschen mit Kinderwunsch und somit letztlich eine gute Tat sei. Es menschelt immer sehr, wenn die Kinderlein kommen. Gerne bemüht man etwa Beispiele wie die Frau, die für ihre krebskranke Schwester, oder die Mutter, die für den schwulen Sohn oder die unfruchtbare Tochter stellvertretend das Kind austragen. Es bliebe also quasi «in der Familie».

Die reale Erfahrung anderer Länder zeigt jedoch: Die altruistische Variante ist immer eine Mogelpackung, nur der vorgeschobene Türöffner für den kommerziellen und den schwarzen Markt. Hat man die angeblich nichtkommerzielle Option erst einmal gesetzlich verankert, folgt im nächsten Schritt die Ausweitung auf immer grössere Personenkreise, bis es irgendwann für alle gilt.

Am besten krankenkassenfinanziert

Und natürlich verdient auch an der «altruistischen» Variante die gesamte Branche der Reproduktionsmedizin, die Ärzte und die Kliniken, munter weiter ihr Geld – während ausgerechnet jene, die das gesamte körperliche und seelische Risiko schultert, als Einzige nichts bekommt: die Frau, die das Kind austrägt. Man trickst sie mit Rhetorik auch noch billig aus. Die Frage, was es für das Kind bedeutet, wenn seine Schwester gleichzeitig seine Mutter ist, weil sie im selben Bauch der Grossmutter gross wurde wie es selbst, wäre zudem mal ein spannendes Forschungsprojekt für eine ganze psychologische Zunft. Die nichtexistente wissenschaftliche Langzeitstudie läuft stattdessen bereits in Echtzeit am lebenden Objekt.

Als Argumentationshilfen benutzen die Befürworter der Legalisierung dieser entwürdigenden Praxis die immergleichen durchschaubaren Phrasen. Da wäre etwa die «Angleichung an internationale Standards», wir müssten schliesslich mit der Zeit gehen, der

technische Fortschritt soll ja nicht an uns vorbeirauschen. Und wäre es nicht besser, die Babys lägen alle in deutschen Hochglanzkliniken statt im korrupten Georgien und in ukrainischen Klinikruinen? Warum die armen Eltern erst teuer ins amerikanische Ausland reisen lassen, wenn man das, was doch statistisch Tausende jährlich grenzüberschreitend machen, viel günstiger auch im eigenen Land tun könnte?

Die altruistische Variante ist immer eine Mogelpackung, der Türöffner für den kommerziellen Markt.

Es passiert doch sowieso, lasst es uns legalisieren! Ist es nicht unsozial, wenn nur Reiche sich deswegen das Fremdgebären leisten können? Günstig Kinder für alle, bitte, und am besten krankenkassenfinanziert.

Gern genommen wird auch das juristische Argument, dass es doch im Sinne der Rechtssicherheit der Kinder sei, ihren rechtlichen Status als Neugeborene und ihre Kinderrechte gründlich deutsch abzusichern. Schliesslich gebe es ständig Schwierigkeiten mit dem Abstammungsrecht und der Anerkennung der Elternschaft, wenn da jedes Mal die Rechtslage und das Verwandtschaftsverhältnis erst zwischen konkurrierenden Rechtssystemen weltweit geklärt werden müssten. Wer weiss denn schon auf Anhieb, wer die Mutter ist, wenn ein Kind mit der Eizellspende einer ukrainischen Studentin von einer Georgierin auf Zypern ausgetragen wird, um dann von einem lesbischen Paar aus Bremen grossgezogen zu werden? Eben.

Und dann erst die Vorteile für die Leihmütter selbst! Hier verdienen sie doch viel mehr als in Georgien, und man könnte das Ganze notariell beurkunden mit dem Recht auf medizinische Nachsorge. Nicht zuletzt wird auch gern angeführt: Es ist doch sowieso egal, wer Mutter und Vater eines Kindes sind und wie viele Mütter, Väter oder sonstige Eltern ein Kind im Verlauf seines Entstehungsprozesses jeweils hat, schliesslich wird es doch anschliessend geliebt, und nur das ist wichtig für das Kind. Man könnte die erwartbaren Pressestatements der Regierung zur Legalisierung der Leihmutterschaft jetzt schon vorformulieren.

«Es gibt kein richtiges Leben im falschen», formulierte hingegen der Philosoph Theodor W. Adorno gegen den Selbstbetrug des Menschen, er könne sich in einem grundlegend falschen oder gar bösen Gesellschaftssystem dennoch irgendwie gut einrichten. Etwas Falsches wird nicht richtig, indem man die Bedingungen des Unrechts hübscher gestaltet. Leihmutterschaft wird moralisch nicht tragbarer, wenn man den Kreissaal bunt anmalte, die Brutfrauen besser bezahlt oder den Kinderkauf rechtlich sicher und finanziell im Sonderangebot auf dem Markt anbietet.

Noch nie ist jemand auf den vergleichbar abstrusen Gedanken gekommen, der Sklavenhandel hätte einfach nur mit mehr Liebe zu günstigeren Preisen im eigenen Land mit anständigen Verträgen und DIN-Norm für die Zimmergrösse in Onkel Toms Hütte betrieben werden müssen, um mit den universalen Menschenrechten doch kompatibel zu sein. Denn am Ende hätte trotzdem ein Mensch wie ein Stück Vieh gegen Geld den Besitzer gewechselt. Warum sollte das bei einem kleinen Menschen weniger verwerflich sein als bei einem grossen? Werden Menschenrechte neuerdings in Kilo Lebendgewicht aufgewogen?

Als der Milliardär Elon Musk gemeinsam mit zahlreichen namhaften Forschern im Bereich der künstlichen Intelligenz im Frühjahr 2023 alle führenden Forschungseinrichtungen der Branche zu einem freiwilligen Entwicklungsstopp von sechs Monaten aufforderte, erschien das zu Recht vielen klugen Menschen plausibel. Die Begründung war, dass das unkontrollierte Potenzial dieser Technologie derart gefährlich sei, dass sie ohne Begrenzungen und Regulierungen den Ausbruch von Weltkriegen und ein baldiges Ende der Menschheit provozieren könnte.

«Abschaffung des Menschen»

Der grundsätzliche Gedanke dahinter: Wir dürfen nicht alles, was wir können, weil wir uns sonst selbst vernichten. Millionen Menschen verfolgten im selben Jahr in den Kinos weltweit die Geschichte des Atombombenentwicklers Robert Oppenheimer, der das zerstörerische Potenzial seiner Erfindung auch erst im Nachhinein in seiner ganzen Entsetzlichkeit erkannte.

Die ständig weiterwachsenden Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin stellen den Menschen jetzt ebenfalls vor die Herausforderung, entscheiden zu müssen, ob er alles tun darf, was er tun kann – mit dem Menschen und seinem genetischen Erbmateriale.

Der Philosoph und Autor C. S. Lewis formulierte es in seinem Buch «Die Abschaffung des Menschen» so: «Was wir des Menschen Macht über die Natur nennen, erweist sich als eine von wenigen mit Hilfe der Natur über andere ausgeübte Macht.»



Birgit Kelle ist Journalistin und Buchautorin. Dieser Text ist ein Vorabdruck aus ihrem Buch «Ich kauf mir ein Kind. Das unwürdige Geschäft mit der Leihmutterschaft», das am 19. März im Finanzbuchverlag erscheint.

Spinnt Franziskus?

Was für eine verrückte Welt, in der die Medien dem Papst fehlende Kriegsbegeisterung vorwerfen.



Die Radiotelevisione Svizzera ist der kleinste TV-Sender im öffentlichen Rundfunk der Schweiz. Er sendet für 200 000 Zuschauer im italienischsprachigen Landesteil.

Zuletzt gelang dem kleinen Sender ein grosser Coup. Er bekam ein Interview mit Papst Franziskus. Und was der Papst sagte, hatte einen Knalleffekt. Er wünschte Friedensverhandlungen zwischen der Ukraine und Russland. Seine spezielle Botschaft ging dabei an die Ukraine. Er rief sie zum «Mut der weissen Fahne» auf und zum «Mut, das Land nicht in den Selbstmord zu führen».

Zuerst einmal: Dass der Papst für den Frieden eintritt, ist seine Mission. Der Wunsch nach Versöhnung ist sozusagen die Kernkompetenz des Heiligen Stuhls. Dass der Pontifex stattdessen zu tödlicher Waffengewalt aufruft, gab es zuletzt bei Figuren wie Papst Gregor VII. im Mittelalter.

Derselbe kriegstreibende Stil aber war weiterhin die Erwartung an den Papst. Die Medien machten den vermeintlichen Friedenspapst Franziskus darum mit einer Aggressivität nieder, die selbst für den aktuellen Aggressionsjournalismus nicht alltäglich war.

«Spinnt Franziskus?», fragte der *Stern*. «Christliche Werte – wie's ihm gefällt», höhnte der *Spiegel*. «Das weisse Käppchen allein macht keinen guten Diplomaten», lästerte die *Zeit*. Als «der Fehlbare» qualifizierte ihn die *Süddeutsche Zeitung* ab.

Einen besonderen Dreh fand die «Tageschau». Sie inszenierte ihre Papst-Schelte durch Katrin Göring-Eckardt und Marie-Agnes Strack-Zimmermann, den zwei Politike-

rinnen, die sich im Ukraine-Konflikt als die zwei schärfsten Flintenweiber positioniert hatten. Eine Stimme, die Verständnis für Franziskus zeigte, fehlte selbstverständlich im Bericht.

Kurzum, fasste die *Frankfurter Allgemeine* die Lage zusammen, er herrsche «Entsetzen», weil der Papst die Ukraine «zur Kapitulation» aufgefordert habe.

Stellen wir der Medienaufregung mal eine simple Frage entgegen. Wie, wenn nicht durch Friedensverhandlungen, soll dieser Krieg in der

«Das weisse Käppchen allein macht keinen guten Diplomaten», lästerte die Zeit.

Ukraine beendet werden? Hat jemand unter den Journalistenkollegen eine Idee?

Nein, die einzige Idee, die ich bis jetzt in all den Kommentaren vernommen habe, lautet: Weitermachen wie bisher. Weitermachen auch dann, wenn das keinen Erfolg verspricht.

In dieser Situation der Ratlosigkeit hat Papst Franziskus, das muss man ihm lassen, ein gutes Timing für Trends bewiesen. Er lancierte seine Friedensinitiative genau zu dem Zeitpunkt, als selbst in Deutschland zwei Erkenntnisse zu reifen begannen. Erstens: Die Ukraine kann den Krieg nicht gewinnen. Zweitens: Noch mehr Waffenlieferungen bringen die Ukraine auch nicht auf Siegeskurs.

Für die deutschen Medien ist das hart zu verdauen. Man darf nicht vergessen, dass sie noch vor einem Jahr frohlockten, «spätestens im Som-

mer 2023 wird dieser Krieg vorbei sein», und zwar mit einem Sieg der Ukraine.

Inzwischen ist ein Sieg Selenskyjs eine schiere Illusion. Ich halte mich bei der Information über das Kriegsgeschehen an amerikanische Blätter wie die *New York Times* und das *Wall Street Journal*. Ihre Redaktionen haben, anders als deutsche Medien, enge Kontakte zu US-Militärs und Geheimdiensten wie CIA und NSA. Sie halten eine Niederlage der Ukraine inzwischen für ein realistisches Szenario. Bestätigt wurden sie soeben durch die Geländegewinne der russischen Armee bei Bachmut und Awdjiwka.

Auch die Vorstellung, die Ukraine werde mit massiven Waffenlieferungen das Kriegsglück wenden, sind inzwischen fragwürdig geworden. Erst war es der Leopard, dann der Bradley, der Abrahams und zuletzt der Patriot. Alle diese sogenannten Wunderwaffen aus der Nato wurden von der russischen Armee in Einzelteile zerlegt. Man kann darum Kanzler Olaf Scholz verstehen, dass er den Taurus nicht an die Ukraine liefern will. Die Russen würden wahrscheinlich auch daraus Kleinholz machen.

Papst Franziskus hat einen guten Informationsdienst, eine Spezialität, die der Vatikan seit Jahrhunderten beherrscht. Er weiss darum, wie die Stärkeverhältnisse im Ukraine-Krieg liegen. Er sagt: Die Ukraine kann nicht mehr gewinnen.

Der Papst ruft darum zu Friedensverhandlungen auf. Das ist in dieser Kriegslage vermutlich ein vernünftiger Vorschlag, weil die Ukraine, wenngleich territorial reduziert, als Nation überleben würde.

Aber die Journalisten sagen: «Spinnt Franziskus?»

«Viele, die als rechts dargestellt werden, sind ganz normale Menschen»

Die Youtuberin Michelle Gollan macht als «Eingollan» deutschlandweit Schlagzeilen. Mainstream-Medien sehen in ihr eine «rechtsradikale Hetzerin». Hier erklärt die 22-Jährige, was diese Diffamierung mit ihr macht und wie sie die Demos «gegen rechts» sieht.

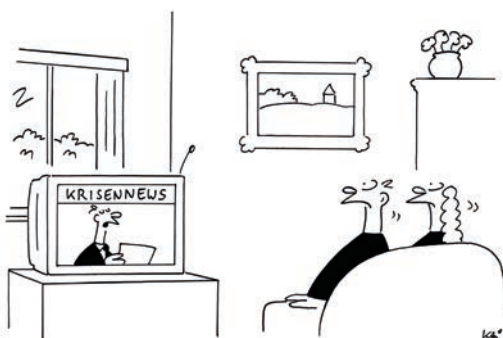
Roman Zeller

Michelle Gollan gilt als «rechts», «rechtspopulistisch», «rechtsradikal». Was sie auf Youtube mache – wo ihr über 100 000 Menschen folgen –, sei «voll normale Hetze», schreiben Medien. «Eingollan», so ihr Künstlername, gehöre zu den «Nachwuchs-Rechts-Fluencern».

Dass die erst 22-Jährige, die in Berlin Schauspiel studiert, damit einen Nerv trifft und vielen Menschen aus der Seele spricht, wird verkannt. Mehr noch: Ihre humorvollen, originellen, frischen Videos und Strasseninterviews sind eine Art Fieberthermometer einer aufgewühlten Nation.

Weltwoche: Frau Gollan, was beschäftigt Sie zurzeit am meisten?

Michelle Gollan: Was mich am meisten beschäftigt, ist die Diffamierung angeblich Rechter, ich erlebe das täglich, als «rechte» Youtuberin. Weil ich die falschen Fragen stelle, das Falsche sage, falsch auftrete, bin ich rechts. Alles, was ich sage, wird anders dargestellt. An sich wäre das nicht so schlimm, wären da nicht die Demos «gegen rechts». Die Jugend denkt sich: Ach ja, gegen rechts, ja, da müssen wir auf die Strasse. Nur haben sich die meisten nie richtig damit auseinandergesetzt, warum das gerade so präsent ist. Dieses angebliche Geheimtreffen in Potsdam war ja im November 2023. Da frage ich mich: Warum kocht das erst jetzt zufällig hoch? Damit wir alle dazu bewegen können, auf diese Anti-rechts-Demos zu gehen?



„Und weil wir alle sparen müssen, wiederholen wir jetzt noch einmal die Nachrichten von gestern ...“

Und im besten Fall eine bestimmte Partei zu verbieten? Diese aufeinanderfolgenden Ereignisse passieren doch nicht ohne Grund. Und ich glaube, das ist es, was die Jugend nicht begreift: Dass so was passiert, um die Menschen zu instrumentalisieren.

Weltwoche: Sie sprechen viel mit Leuten auf der Strasse. Was, würden Sie sagen, beschäftigt die Deutschen am meisten?

Gollan: Wahrscheinlich die Steuern. Die Abgaben werden immer höher. Allgemein das Thema Geld: dass wir für das Geld, das wir verdienen, nicht mehr das kriegen, was wir früher bekommen haben. Familien geht es schlechter. Um ein normales Einkommen zu haben, müssen beide Elternteile arbeiten. Das macht auch die Familienstruktur kaputt. Es ist nicht mehr so wie früher, als es ausgereicht hat, wenn nur der Mann arbeiten ging und die Frau die Wahl

«Wenn ich jetzt <Remigration> sage, bin ich geliefert. Nicht?»

hatte, ob sie sich ausschliesslich um die Kinder kümmern oder dazuverdienen wollte. Um diese Wahl geht es nicht mehr.

Weltwoche: Wie lebt es sich in Deutschland als junge Frau?

Gollan: Vielleicht hat man das schon ein bisschen rausgehört: Das Familienthema beschäftigt mich sehr. Wenn ich in meine Zukunft blicke, frage ich mich, wie die wohl aussehen wird. Wird es uns besser gehen? Oder schlechter? Ich bin überzeugt, es wird erst mal schlimmer werden, jetzt geht es uns noch zu gut. Es gibt so viele Probleme, die ich als Frau habe, auch durch meinen Beruf als Youtuberin, als Gesicht in der Öffentlichkeit. Ich denke oft über meine Zukunft nach, wie ich das später machen werde. Ich möchte ja auch mal eine Familie haben. Aber habe ich dann genug Kapazität und Zeit für mein Kind? Trotz Gegenwind, den ich jetzt schon merke, als rechts diffamierte Person. Ich habe keine Ahnung, was noch auf mich zukommt.

Weltwoche: Was müsste die Politik jetzt sofort anpacken?

Gollan: Wenn ich jetzt «Remigration» sage, bin ich geliefert. Nicht? Aber das Migrations-thema ist extrem wichtig. Es müssten ja einfach die Ausländer, die schon auf der Liste stehen wegen Vergewaltigung und anderer Straftaten, Deutschland verlassen. Die Migrationspolitik ist, und das sage ich als jemand mit kroatischen Wurzeln, komisch, wenn ich in meinem eigenen Land an der Kasse stehe und realisiere, ich kann die Menschen um mich herum nicht mehr verstehen. Das ist keine Bereicherung, sondern sorgt dafür, dass die Kultur kaputtgeht.

Weltwoche: Wer im Internet Medienberichte über Sie liest, könnte meinen, man habe es mit einer «Rechtsextremen» zu tun. Was antworten Sie Ihren Kritikern, die so was behaupten?

Gollan: Es gibt ja diesen einen Artikel über mich, wo ich als rechts diffamiert werde, als «neu rechts» und auch noch als «transfeindlich» und, und, und. Die Zuschauer, die Leser, die merken das, die sind ja nicht blöd. Die sehen: Okay, da wird wieder jemand als rechts dargestellt, weil heutzutage jeder, der recherchiert und gute Videos macht, als rechts diffamiert wird. Die Menschen glauben nicht mehr alles, was in solchen Artikeln steht. Und das finde ich auch gut so.

Weltwoche: Wie politisch, wie weit rechts sind Sie wirklich?

Gollan: Ich bin fast schon dankbar, dass ich so dargestellt werde, denn dann muss ich ja irgendwas richtig gemacht haben. Mir schreiben auch viele Zuschauer, ich solle das als Ritterschlag sehen. Denn das heisse, ich sei schon so relevant, dass man mich fertigmachen wolle. Ich denke mir: Okay, wenn ihr mich als rechts seht, bin ich das. In der aktuellen Zeit werden ja so viele Menschen als rechts dargestellt, die einfach ganz normale Werte haben, die vielleicht eher konservativ sind; dann habe ich damit wirklich gar kein Problem.

Weltwoche: Wie woke ist Deutschlands Jugend wirklich?

Gollan: Gute Frage. In Berlin sind wohl sehr viele gerade links. Ich spüre aber auch einen kompletten Zwiespalt. Es gibt natürlich viele,



«Sich trauen, in den Dialog zu kommen»: Interviewerin Gollan.

die voll in eine woke, linke Bubble abdriften. Gleichzeitig gibt es immer mehr, die sich mit den Themen auseinandersetzen, die ich auf meinem Youtube-Kanal behandle, die so ein bisschen alternativ werden und sagen: Hey, ich lasse das mit mir nicht mehr machen, ich stehe jetzt für das ein, was ich denke. Ich weiss nicht, ob es stimmt, aber ich merke einfach, wie die Jugend gerade auseinanderdriftet. Es ist wie eine neue Spaltung, ganz extrem.

Weltwoche: Wir haben mehrheitlich über Probleme gesprochen. Was begeistert Sie an Deutschland? Was finden Sie toll?

Gollan: Wir waren ja mal das Land der Dichter und Denker, die deutsche Sprache an sich begeistert mich sehr. Ich glaube, in keiner anderen Sprache kann man Feinheiten so perfekt ausdrücken wie im Deutschen. Dann denkt man sich, was passiert damit gerade? Die Texte, die geschrieben werden, sind eher das Gegenteil. Im Berliner Theater, das sagen mir auch meine Dozenten an der Schauspielschule, das gehe gar nicht, das habe nichts mehr mit Kunst zu tun, sondern nur noch mit Politik. Da ist zu viel Nacktheit, Frauen zeigen ihre Brüste auf der Bühne und glauben, das sei Emanzipation.

Weltwoche: Was ist für Sie die am wenigsten schlimme Form des Genderns?

Gollan: Jede Form ist schlimm. Wenn man bei einem Aufsatz irgendwo ein Sternchen hinmacht, auf der letzten Seite vielleicht, und schreibt: Der Text ist für alle Geschlechter, und ich möchte niemanden diskriminieren. Das wäre okay. Man muss nicht in jedem Satz irgendwelche «Innen» oder Sternchen setzen.

Weltwoche: Wie sehr widerspiegelt diese Genderdiskussion noch die Realität? Ist das tatsächlich ein Thema?

Gollan: In meinem Umfeld gendert eigentlich niemand, weil es den Sprachfluss kaputt macht und weil es wirklich kompliziert ist. Ich

«Ich merke, wie die Jugend gerade auseinanderdriftet. Es ist wie eine neue Spaltung, ganz extrem.»

hatte aber schon ein paar Situationen, da war ich an einem Dreh, und der Kameramann gender-te wirklich, aktiv, in jedem Satz sprach er von «Schauspieler*Innen». Da habe ich ihm irgendwann gesagt: «Du, hör mal zu, es ist wirklich super, dass du alle Geschlechter ansprechen willst, aber wenn du mit mir redest, lass das bitte.» Aber in einer Kleinstadt, wo ich herkomme, da interessiert das keinen. Hier jedoch, in Berlin, ist es wirklich so, da machen sich viele die Mühe, dass sich jeder angesprochen fühlt.

Weltwoche: Was wäre Ihr Ratschlag, damit sich diese beiden Lager, die da aneinander vorbeireden, wieder finden?

Gollan: Vielleicht, wie ich es gerade gesagt habe: Wer sich gestört fühlt, soll es ansprechen. In den Dialog gehen mit den Menschen, auch wenn man weiss, dass das Gespräch anstrengend wird, weil man grundlegend unterschiedliche Meinungen hat. Aber hätte ich es zum Beispiel mit dem Kameramann nicht angesprochen, wüsste er gar nicht, wie ich denke. Man muss nicht auf einer Wellenlänge sein, aber man sollte zumindest versuchen, miteinander zu reden. Und es ist auch voll in Ordnung, wenn man dann sagt: «Hey, wir verstehen uns jetzt nicht, wir haben eine unterschiedliche Wahrnehmung von dieser Welt, aber das ist völlig okay.» Und dann lässt man es einfach.

Weltwoche: Was würden Sie Menschen raten, die sich nicht mehr trauen, ihre Meinung frei zu äussern?

Gollan: Ich sage mal, man muss ja nicht gleich an die Öffentlichkeit gehen, Videos mit seiner Meinung ins Netz stellen. Es reicht, im Kleinen anzufangen. Mit Freunden zu reden, was politisch los ist, mit seiner Familie, wie sich Weltanschauungen unterscheiden. So kommt man immer mehr zueinander. Sich trauen, in den Dialog zu kommen. Was Besseres kann uns nicht passieren, als dass wirklich jeder offen wäre, mit jedem zu reden.

Oppenheimers Hollywood

Regisseur Christopher Nolan schildert den Kalten Krieg als eine Zeit, in der es verboten war, sich zwischen den Fronten zu bewegen. Alle hatten auf der «richtigen Seite der Geschichte» zu stehen. «Oppenheimer» zeigt Abgründe, die uns heute gespenstisch aktuell erscheinen.

Roger Köppel

Los Angeles

Zum ersten Mal erlebte ich vor Ort die «Oscars» in Los Angeles. Die Show war perfekt, wenn auch über drei Stunden lang. Die Politik funkte immer noch dazwischen, allerdings nicht so penetrant wie früher. Zeigt der Moralismus Ermüdungserscheinungen?

Erst auf dem Rückflug sah ich den Abräumer «Oppenheimer» mit sieben Oscars, darunter der Preis für die beste Regie und den besten Film. Regisseur Chris Nolan («Batman») schuf ein grossartiges Werk, einen Antiatombomben-Film in nuklearen, kriegerischen Zeiten.

Der Film handelt von der Entwicklung der amerikanischen Nuklearwaffe in der Wüstenretortenstadt Los Alamos. Im Zentrum steht der Projektleiter, J. Robert Oppenheimer, der «amerikanische Prometheus», wie ihn eine Biografie nennt.

Prometheus war der griechische Sagenheld, der den Göttern das Feuer stiehlt, um es den Menschen zu bringen. Zur Strafe schmiedet ihn Göttervater Zeus an einen Felsen, wo ihm ein Adler ewig an der Leber frisst, worauf diese sich erneuert.

Ähnlich erging es dem Bringer des Atombombenfeuers, brillanter Physiker, Jude. Die Nuklearwaffe erfand er, um den Nationalsozialisten zuvorzukommen. Am Schluss setzten die Amerikaner die Massenvernichtungswaffe zweimal gegen die Japaner ein.

Angesichts der Zerstörungskraft seiner Bombe wandelte sich Oppenheimer zum Kämpfer für die Abrüstung. Das rief seine Feinde auf den Plan, die ihn im Zuge der kommunistenfressenden McCarthy-Zeit als Agenten der Russen beschmutzten.

«Oppenheimer» ist der wichtigste Film des Jahres und ein Lebenszeichen Hollywoods. Es ist interessant, dass die Akademie diesem bedeutenden Film die meisten Preise gab und nicht etwa «Barbie» oder dem bizarren Erotik-Märchen «Poor Things».

Nolans Drei-Stunden-Doku-Drama hat Substanz. Die Kunst besteht auch

darin, dass es der Regisseur schafft, den an sich abstrakten Stoff so fesselnd und bildgewaltig hinzulegen. Auch die Musik ist ein genialer Wurf und holte sich, zu Recht, den Preis.

Der Mensch als Urheber von Kräften, die ihn selber verschlingen können: Das ist das Thema. Es ist von grosser Aktualität. Auch heute steht

Nolans grossartiger Film erinnert an die Hölle, die in unseren Arsenalen lauert.

die Welt gefährlich nahe am nuklearen Abgrund, und wie damals bilden sich zu viele ein, sie hätten es im Griff.

Nolan scheint in «Oppenheimer» Stellung zu beziehen gegen diese Enthusiasten des Untergangs. Sein Held, ein amerikanischer Patriot, will die nuklearen Geheimnisse dem Frieden zuliebe mit den Sowjets teilen. Seine Gegner wittern darin Verrat.

Nolan schildert den Kalten Krieg als eine Zeit, in der es verboten war, sich zwischen den Fronten zu bewegen. Alle hatten auf der «richtigen Seite der Geschichte» zu stehen. «Oppen-

heimer» zeigt Abgründe, die uns heute gespenstisch aktuell erscheinen.

Allerdings hat man nicht das Gefühl, der Regisseur suche zwanghaft den aktuellen Bezug. Er ergibt sich eher beiläufig. Nolan erzählt von der tiefen Zerrissenheit der handelnden Figuren. Selbst die Bösen kommen bei ihm nicht nur schlecht weg.

Was ist die Verantwortung des Wissenschaftlers, der den Mächtigen eine fürchterliche Waffe zur Verfügung stellt? Beim Schweizer Dramatiker Dürrenmatt ziehen sich «Die Physiker» ins Irrenhaus zurück. Oppenheimer wagt sich in die politische Arena vor.

Man hat zuletzt viel Negatives über Hollywood und die amerikanischen Filme lesen können. Die «Oscars» hatten viel Glanz verloren, zu politisch, zu woke, zu langweilig. Vielleicht kehrt jetzt etwas von der früheren Energie zurück.

«Oppenheimer» ist grossartig, ein intelligent gemachtes Meisterwerk, Kino für Erwachsene. Gerade heute, finde ich, sollten Kunst, Literatur und Film sich den Schablonen verweigern, den Blick wieder schärfen für die Grautöne unserer Welt.

Oppenheimers Zeit des Kalten Kriegs war eine Ära der gnadenlosen Unzweideutigkeit: Man war entweder Freund oder Feind. Der Titelheld widersetzt sich dieser Paranoia, den klaren Fronten, lässt die Verleumdungen seiner Gegner fast stoisch über sich ergehen.

Warum? Oppenheimers Weggefährten im Film verstehen es nicht. Aber vielleicht liegt hier eine Botschaft: Wer den Frieden will, darf nicht zurückschlagen. Bombenmacher Oppenheimer avanciert zum Märtyrer des Friedens – und überwindet seine Feinde.

Die Bedeutung der Atombombe ist schillernd. Zum einen verhinderte sie tatsächlich einen nuklearen Krieg. Zum anderen bleibt sie eine ständige Bedrohung. Zur rechten Zeit erinnert «Oppenheimer» an die Hölle, die in unseren Arsenalen lauert.



Ära der gnadenlosen Unzweideutigkeit.

Magischer Moment

Die britische Sängerin Raye erobert die Popwelt. Kein Wunder, bei diesen Tränen.

Das Schicksal weiblicher Teenager, die den Schritt vom Popfan zum Popstar wagen, ist meist nicht glücklich, wie das Elend von Britney Spears zeigt. Als Raye – Rachel Agatha Keen – vorletzte Woche gleich sechs Brit Awards einheimste (ein Rekord, mehr sogar als Adele 2022), war das ein magischer Moment, als könnte das Märchen eher glücklich mit einem Regenbogen statt mit Sucht und vergifteten Äpfeln enden.

Das Debütalbum der 26-Jährigen, «My 21st Century Blues» – es klingt, als träfen sich R&B, Pop, Soul und Balladenkunst zu einer improvisierten Hausdachparty in der City – schildert detailliert Rayes sieben traurige Jahre, während deren sie bei einem grossen Label unter Vertrag stand. In den sozialen Medien beklagte sie sich 2021, man habe ihr die Veröffentlichung auch nur eines der vier Alben verweigert, die vertraglich vereinbart waren. Stattdessen wurde sie als Gastsängerin an superberühmte DJs verhöckert.

Fluchen wie Adele, aber besser

Nachdem sie sich von dem Label getrennt und selbständig gemacht hatte, rechnete man nicht mit mehr als ein paar Artikeln in bedauerndem Ton über sie. Zu sehr ähnelte sie Amy Winehouse, und ihr Weg – vom Gospelchor über eine kirchliche Schule bis zur selben Bühnenkunstschule wie Winehouse – wirkte auf unheimliche Weise wie ein schwarzes christliches Pendant zu Amys unsicheren ersten Schritten.

Als Teenager flog sie von der Schule, wurde von einem Produzenten sexuell genötigt und entwickelte einen Hang zu Alkohol und Drogen. Doch statt zu einem weiteren Mitglied des traurigen «Club 27» zu werden, gelang es ihr, die Kurve zu kriegen.

Raye ist eine moderne junge Frau und gehört zu der Generation, die «geistige Gesundheit» zu einem solchen Fetisch gemacht hat, dass sie zu Humorlosigkeit und Selbstdramatisierung neigt. «Body Dysmorphia» ist alles andere als ein guter Songtitel und ist bezeichnend für vieles, was in der modernen Musik schiefläuft: Der Titel klingt eher nach dem Beipackzettel



Irgendwo schwebt Amy: Sängerin Raye.

eines Medikaments als nach einem nachdenklichen Song über Erfahrungen der Sängerin. Andere Songs dagegen sind raffiniert und eindringlich.

Bei der Verleihung der Brit Awards wurde «Oscar Winning Tears» sozusagen auf den Kopf gestellt, als Raye nämlich beim sechsten Mal, da sie auf die Bühne trat, in Tränen ausbrach und dies mit den Worten «Rotz und Wasser heulen im staatlichen Fernsehen» kommentierte, bis ihre Stimme schliesslich ganz versagte. Irritierend oft macht sie die eigenen Leistungen

nieder und verwendet dazu so viele Schimpfwörter wie Adele – allerdings ist sie jetzt schon eine viel bessere Songschreiberin, Performerin und Sängerin, als Adele es je gewesen ist.

Irgendwo schwebt Amy und wirft lächelnd dieser jungen Frau einen Kuss zu, die nun Erfolg hat in einem Alter, da Amy selbst kurz vor dem Tod stand.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

«Selenskyj würde das politisch wohl nicht überleben»

Die Zeit für Friedensverhandlungen sei noch nicht gekommen, sagt Thomas Greminger. Der heutige Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik war als hoher OSZE-Vertreter nahe dran an der Aushandlung der Minsker Abkommen. Trotz vieler Rückschläge blickt der Schweizer Diplomat leise optimistisch auf den Ukraine-Krieg.

Rafael Lutz

Wie geht es weiter im Ukraine-Krieg? Diese Frage beschäftigt viele Sicherheitsexperten auf der ganzen Welt, so auch den Schweizer Diplomaten Thomas Greminger, der seit 2021 Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik (GCSP) ist. In seiner kürzlich veröffentlichten Schrift «Perspectives for the War in Ukraine» analysierte er die jüngsten Entwicklungen in der Ukraine, einem Land, das Greminger bestens kennt. 2014 leitete er den Ständigen Rat der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) und war beteiligt daran, deren Beobachtermission in der Ukraine einzurichten. Von 2017 bis 2020 amtierte er als Generalsekretär der Organisation und führte wiederholt Gespräche mit Wladislaw Surkow, dem damaligen Berater Putins.

Weltwoche: Herr Greminger, Sie haben unlängst eine Analyse zum Ukraine-Krieg veröffentlicht. In dieser zeichnen Sie stellenweise ein optimistisches Bild. Ihrer Meinung nach hat längst ein Umdenken stattgefunden unter Sicherheitsexperten. Man arbeite auf einen Plan B respektive eine Friedenslösung hin. Welche Anzeichen sehen Sie von Seiten der USA und weiterer westlicher Länder hierfür?

Greminger: Die offiziellen Positionen haben sich nicht verändert. «Wir unterstützen die Ukraine, solange es nötig ist» bleibt die Devise der westlichen Allianz. Was sich aber zu verändern scheint, sind die dahinterstehenden Ziele. Es geht nun in erster Linie darum, zu verhindern, dass die Ukraine verliert. Das bedeutet: Im Fokus steht nicht mehr zwangsläufig die vollständige Befreiung der besetzten Gebiete.

Weltwoche: Worum geht es dann?

Greminger: Ein ukrainischer Sieg soll an der erfolgreichen Verteidigung der staatlichen Souveränität sowie den Werten wie Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte gemessen werden. Dies bedeutet wohl, dass die Ukraine zumindest mittelfristig von ihren westlichen Partnern zu einer Rückkehr an den Verhandlungstisch ermutigt wird. Der Entscheid über die Rückkehr an den Verhandlungstisch bleibt aber ein ukrainischer.



«Es geht nun in erster Linie darum, zu verhindern, dass die Ukraine verliert»: Selenskyj und Scholz unterzeichnen in Berlin eine Vereinbarung über Sicherheitszusagen, 16. Februar.

Weltwoche: Für wie realistisch halten Sie es, dass sich der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj bald für Verhandlungen öffnet?

Greminger: Wir sehen momentan noch keine Signale, die darauf hindeuten, dass er seine Bevölkerung auf anstehende Verhandlungen vorbereitet. Es gibt zudem eine rechtliche Be-

«Es gibt keine relevanten politischen Strömungen in der Ukraine, die für Verhandlungen plädieren.»

stimmung, die es ihm gegenwärtig verunmöglicht, mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin zu verhandeln. Diese Auflage könnte er jedoch aufheben lassen, wenn er die Zeit für Verhandlungen für gekommen hält.

Weltwoche: Ist es nicht höchste Zeit für Selenskyj, sich mit dem russischen Präsidenten an den Tisch zu setzen? Die Ukrainer haben viel grössere Verluste zu beklagen.

Greminger: Die Lage auf dem Schlachtfeld ist in der Tat nicht besonders günstig. Die Ukraine befindet sich in der Defensive. Selenskyj könnte bloss aus einer Position der relativen militärischen Schwäche verhandeln. Die Ukrainer sind traumatisiert, was den Zeitpunkt von Verhandlungen anbelangt. Die Minsker Abkommen 2014/15 wurden vereinbart, als die Ukraine jeweils unter erheblichem Druck stand. Für Selenskyj kommt die Rückkehr an den Verhandlungstisch in absehbarer Zeit nur in Frage, wenn die Ukrainer militärisch das Momentum wieder auf ihrer Seite haben. Zum jetzigen Zeitpunkt entsprechende Gespräche aufzunehmen, ist für ihn ausgeschlossen. Selenskyj würde das politisch wohl nicht überleben.

Weltwoche: Je länger Selenskyj zögert, desto schlimmer wird es. Erst kürzlich mussten sich die Ukrainer aus Awdijiwka zurückziehen.

Greminger: Ohne Zweifel hat Russland im Moment militärisch leichte Vorteile. Doch mehr als taktisch relevante Erfolge haben daraus bis-

her nicht resultiert. Es fehlen Anzeichen dafür, dass Russland über die nötigen Kapazitäten verfügt, um einen bedeutenden Durchbruch erzielen zu können. Gewisse alarmistische Berichte aus dem Westen lese ich als ein Signal an den US-Kongress und europäische Regierungen, um damit versprochene Unterstützungen der Ukraine rasch zur Verfügung zu stellen. Der grundsätzliche politische Wille der euro-atlantischen Allianz, die Ukraine nicht verlieren zu lassen, ist weiterhin ungebrochen.

Weltwoche: Vereinzelt gibt es Gerüchte, dass innerhalb fanatischer Militärs Putschpläne herumgeistern. Der ukrainische Präsident hat mit Ex-Oberbefehlshaber Walerij Saluschnyj gebrochen. Sind Selenskyjs Tage gezählt?

Greminger: Kurzfristig sicherlich nicht. Inzwischen gibt es aber immerhin wieder eine innenpolitische Debatte. Der ukrainische Präsident muss sich auch kritische Fragen gefallen lassen, was zu Beginn des russischen Angriffs noch ein Tabu darstellte. Die jetzige Kritik zielt aber nicht darauf ab, Verhandlungen voranzutreiben. Eher das Gegenteil ist der Fall. Es gibt keine relevanten politischen Strömungen in der Ukraine, die gegenwärtig für eine Rückkehr an den Verhandlungstisch plädieren.

Weltwoche: Sie plädieren in Ihrer Analyse dafür, dass sowohl Russland als auch der Ukraine Sicherheitsgarantien gewährt werden sollten. Dafür benötige es einerseits bilaterale Gespräche zwischen Kiew und Moskau. Andererseits seien Gespräche zwischen den westlichen Staaten und Russland bezüglich Waffenkontrollen notwendig. Wie könnte eine Lösung aussehen, die allen Parteien möglichst gerecht wird?

Greminger: Bilateral gilt es einen Waffenstillstand und Elemente einer Rüstungskontrollvereinbarung auszuhandeln. Die Ukraine hat ein Interesse an klaren Auflagen bezüglich Stationierung russischer Kräfte in Grenznähe. Russland wird auf Höchstgrenzen bezüglich Truppen und spezifischer Waffensysteme auf ukrainischem Boden insistieren. Sicherheitsgarantien für beide Seiten werden in einem weiteren Rahmen ausgehandelt werden müssen.

Weltwoche: Dürfte ein Nato-Beitritt der Ukraine künftig realistisch sein?

Greminger: Ein solcher wird auf absehbare Zeit nicht gewährt werden. Als zweitbeste Lösung bieten sich die bilateral abgeschlossenen Sicherheits- und Kooperationsabkommen an, wie sie der Ukraine von den G-7-Staaten am Nato-Gipfel 2023 in Vilnius versprochen wurden. Experten bezeichnen diesen Ansatz gern als «Israel-Modell». Für Russland war der angeblich drohende Nato-Beitritt ein Kriegsgrund. Ein verbindliches, langfristiges Nato-Beitrittsmoratorium und eine Verpflichtung, keine bedrohlichen Nato-Infrastrukturen in der Ukraine zu stationieren, könnte eine Kompromisslösung darstellen. Damit würde die «Politik der offenen Tür» der Nato nicht grundsätzlich ausgehebel-

und eine Kooperation der Nato mit der Ukraine wäre trotzdem möglich.

Weltwoche: Ein kürzlich veröffentlichter Bericht der *New York Times* zeigt, dass die CIA seit Jahren in der Ukraine mehrere Kommandobunker unweit der russischen Grenze unterhält. Auch der sogenannte Abhörskandal rund um die Taurus-Raketen verdeutlicht: Die Nato-Staaten sind stärker involviert in der Ukraine, als viele denken. Besteht die Möglichkeit, dass es in der Ukraine zur direkten Konfrontation zwischen Nato-Soldaten und Russland kommen könnte?

Greminger: Es muss mit aller Deutlichkeit gesagt werden, dass ein erhebliches Risiko einer direkten Konfrontation und damit einer unbeabsichtigten Eskalation zwischen Russland und der Nato besteht, solange in Europa ein Krieg geführt wird. Dieses Risiko wird jedoch durch die Präsenz einzelner westlicher Berater und Experten auf ukrainischem Boden nicht grösser. Die politisch kritische Schwelle stellt hier die Präsenz von Truppenverbänden dar.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die erwähnten Berichte mit Blick auf mögliche Verhandlungen und einen Plan B ein? Sind Verhandlungsgespräche nochmals schwieriger geworden?

Greminger: Ich denke nicht. Es gibt andere, wichtigere Faktoren, die die Parteien im Moment von einer Rückkehr an den Verhandlungstisch abhalten. Zudem ist die Präsenz dieser Berater für Russland keine Neuigkeit, und Russland hat zwischen 2014 und 2021 im Donbass genau denselben Ansatz praktiziert.

Weltwoche: 2014 leiteten Sie den Ständigen Rat der OSZE und halfen, die Beobachtermission in der Ukraine einzurichten. Die OSZE war auch in die Aushandlungen der Minsker Abkommen involviert. Später stellte man fest, dass diese von der Ukraine gebrochen wurden.

Greminger: Es gab zwischen 2014 und 2021 durchaus Momente, in denen zumindest eine der beiden Seiten willens war, die Abkommen umzusetzen. Etwa im ersten halben Jahr nach der Regierungsübernahme durch Präsident Selenskyj. Es gab jedoch immer beidseitig starke Kräfte, die an der Bewahrung des Status quo interessiert waren, so dass diese Möglichkeiten nicht wahrgenommen wurden. Dies rechtfertigt jedoch den militärischen Angriff Russlands nicht. Wie wir aus den Berichten der OSZE-Beobachtermission wissen, gab es keine reale militärische Bedrohung für Russland.

Weltwoche: Die Minsker Abkommen seien bloss vereinbart worden, damit die Ukraine Zeit gewinne, erklärten 2022 Ex-Bundeskanzlerin

Angela Merkel sowie die ehemaligen französischen und ukrainischen Präsidenten François Hollande und Petro Poroschenko. Trägt der Westen eine Verantwortung dafür, dass der Krieg in der Ukraine mit dem russischen Angriff 2022 eskaliert ist?

Greminger: Diese Äusserungen haben in der Tat in Russland für viele Diskussionen gesorgt. Man muss aber auch sagen: Das Vertrauen ist auf

beiden Seiten an einem Tiefpunkt angelangt. Zu Beginn war die Wahrnehmung der Minsker Abkommen in der Ukraine deutlich positiver. 2016 stand noch eine Mehrheit der ukrainischen Bevölkerung hinter diesen. Spätestens ab 2018 begann sich das zu ändern. Innenpolitisch nahm der Druck auf die Abkommen zu. Der damalige Präsident Poroschenko kritisierte sie gegen Ende seiner Amtszeit heftig. Als Selenskyj sich 2019 als neugewählter Präsident anfangs noch für Minsk I und II starkmachte, bekam er heftigen Gegenwind.

Weltwoche: Weil rechte Fanatiker keinen Frieden mit Russland wollten.

Greminger: Selenskyj war nach seiner Inauguration bestrebt, den Konflikt zu beenden. Doch es waren die Russen, die sich damals weigerten, den Ukrainern die Hand auszustrecken. Ich führte in meiner Funktion als General-

«Als Selenskyj sich 2019 für Minsk I und II starkmachte, bekam er heftigen Gegenwind.»

sekretär der OSZE wiederholt Gespräche mit Wladislaw Surkow, dem damaligen Berater Putins. Es gab durchaus auch russische Bestrebungen, den Konflikt zu lösen. Allerdings muss man auch sagen: Der damalige Status quo im Donezbecken war aus russischer Sicht sehr bequem. Denn ein Nato- und EU-Beitritt für die Ukraine war damit in weite Ferne gerückt. Bis zum Pariser Ukraine-Gipfel im Dezember 2019 hätte es noch Möglichkeiten gegeben, den Konflikt zu beenden. Dass dies nicht geschehen ist, dafür trägt auch Russland eine grosse Verantwortung. Russland war nicht bereit, der Ukraine Konzessionen zu machen. Danach verhärtete sich das Klima enorm. Selenskyj vertrat daraufhin noch härtere Positionen gegenüber den Separatistenregionen. Die Minsker Vereinbarungen sind leider auch eine Geschichte der verpassten Opportunitäten. Und an dieser Stelle möchte ich unterstrichen haben: Auch die Versäumnisse des Westens rechtfertigen letztlich einen militärischen Angriff Russlands nicht.



«Positive Impulse»: Greminger.

Das logische Denken der Frau

Wer würde daran zweifeln, dass männliche und weibliche Gehirne unterschiedlich funktionieren? Nun hat die Stanford University herausgefunden, wie gross die Unterschiede tatsächlich sind.

Wolfgang Koydl

Für den amerikanischen Pastor Mark Gungor stand nie ausser Zweifel, dass Männer und Frauen verschiedene Wesen sind und dass sich das in ihren Gehirnen niederschlägt. Anschaulich und amüsant erklärte er seinem Publikum den Unterschied: Das männliche Hirn besteht aus vielen kleinen Schachteln – jeweils für ein Thema: die Sportbox, die Autobox, die Frauenbox. Verbindungen zwischen den Boxen gibt es keine; wechselt der Mann das Thema, schliesst er die eine und öffnet die andere Kiste.

Von Sex zu Strickmode

Das weibliche Gehirn hingegen, so Gungor, sei wie ein elektrisch aufgeladener Knäuel Stahlwolle, in dem jeder Teil mit jedem anderen Teil konstant in hohem Tempo vernetzt ist. Impulse fliegen von Sex zu Strickmode zu Steuererklärungen, weil für die Frau alles mit allem zu tun hat. Was Männer als Sprunghaftigkeit missdeuten, ist für Frauen logisch konsequentes Denken.

Gungor, der sich nicht zufällig auch einen Namen als erfolgreicher Eheberater machte, kann sich nun in seinem unwissenschaftlichen Urteil bestätigt fühlen. Keine geringere Insti-

In 90 Prozent der Fälle unterschied die KI die Hirne der Geschlechter an ihrer Funktionsweise.

tution als die angesehene Stanford University in Kalifornien hat in einer aufwendigen Testreihe genau dies herausgefunden: Weibliche und männliche Gehirne ticken verschieden und bestimmen so unsere unterschiedlichen Verhaltensweisen.

Verständlicherweise haben die Untersuchungen wutschäumende Proteste von Feministen und Frauenrechtlern ausgelöst. Für sie sind Geschlechterunterschiede durch Umwelteinflüsse und Erziehung antrainiert. Biologisch seien sich Männlein und Weiblein bei der Geburt gleich. Erst die Barbie-Puppe macht das Mädchen, der Spielzeugbagger den Jungen – auch im Gehirn. Diese Behauptung hat nun das Team um Professor Vinod Menon, Direktor des La-

Neuronen führen. Ausserdem sind bei Frauen die beiden Hirnhälften besser miteinander vernetzt, derweil beim Mann die Regionen innerhalb einer Hemisphäre stärker verbunden sind. An Gungors Schachtel- und Stahlwollentheorie scheint also etwas dran zu sein.

Die wichtigste Kiste

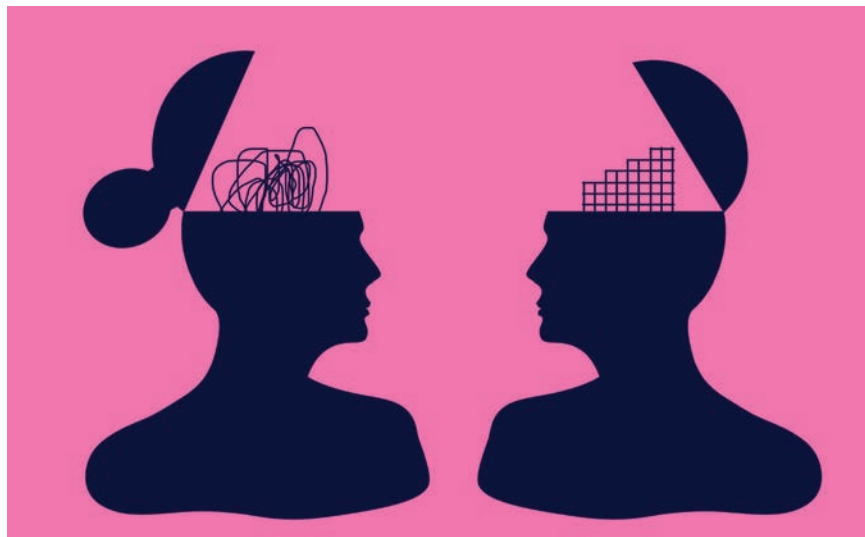
Menons KI konnte nun allerdings mit einem funktionellen MRT des Schädels bei mehreren hundert Probanden zwischen 20 und 35 Jahren nachweisen, wie unterschiedlich aktive Areale des Hirns bei Männern und Frauen arbeiten. Aktive Hirnareale brauchen mehr Sauerstoff und werden daher intensiver durchblutet, was das MRT registriert.

Die Forscher konzentrierten sich auf drei Bereiche: das Striatum, wo Motivation und Belohnung verarbeitet werden, das limbische System, das für Lernen, Gedächtnis und Emotion zuständig ist, und das Ruhezustandsnetzwerk, das vor allem dann aktiv ist, wenn der Mensch ruht. Dann beschäftigt sich das Gehirn gleichsam mit

sich selbst und sinniert über die eigenen Gedankengänge.

In diesem Bereich stellten die Wissenschaftler besonders deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen fest. Was abermals Pfarrer Gungor recht geben könnte. Der identifizierte als wichtigste Kiste im Schachtelkabinett des Männerhirns die «Nothing-Box». Sie sei leer und werde immer dann geöffnet, wenn Männer einer Beschäftigung nachgehen, die strenggenommen keine Beschäftigung ist: Angeln etwa, oder mit der Fernbedienung vor dem Fernsehapparat durch die Kanäle zappen.

Das könnte Frauen nicht passieren. Und man sieht sie auch eher selten mit Gummistiefeln stundenlang im kalten Wasser stehen.



bors für Kognitive und Neurowissenschaftliche Wissenschaften an der Stanford-Universität, erschüttert. Es trainierte künstliche Intelligenz (KI) darauf, Unterschiede der Gehirne im Ruhezustand zu erkennen und zu evaluieren – mit erstaunlichen Ergebnissen. In 90 Prozent der Fälle unterschied die KI die Hirne der Geschlechter an ihrer Funktionsweise.

Das war neu. Schon lange bekannt ist, dass sich die Gehirne von Männern und Frauen strukturell unterscheiden. Männliche sind grösser und enthalten mehr weisse Substanz – tieferliegende, gebündelte Nervenfasern, die Neuronen verschalten. Das Volumen weiblicher Hirne ist kleiner und hat einen höheren Anteil der grauen Masse, durch die Milliarden

Ramadan für die Schule

Berliner Grundschulen lehren Kinder das Fasten.
Der Staat hat damit kein Problem. Das ist erstaunlich.

Anabel Schunke

Das Bezirksamt Neukölln veröffentlicht bereits zum dritten Mal Empfehlungen für die islamische Fastenzeit, die sich an Eltern, Lehrkräfte und Schüler richten. Der Leitfaden «Ramadan und Schule» wird mit Unterstützung des «Rats Berliner Imame» herausgegeben. Dabei stand dieser in der Vergangenheit immer wieder in der Kritik. Bereits 2022 recherchierte die *Welt am Sonntag*, dass sich im Rat, der aus 23 Imamen besteht, einige Männer befinden, die Verbindungen zur islamistischen Szene aufweisen. Dennoch flossen immer wieder Steuergelder.

So gehören dem Rat unter anderen Ahmed Arnaout und Ahmad Dahawich an. Arnaout predigt in der Furkan-Moschee. Der Verfassungsschutzbericht von 2022 attestiert der Moschee eine salafistische Ausrichtung. Nach aussen sei man zwar «um ein moderates Bild bemüht», in Predigten werde jedoch «die Abgrenzung der Muslime von der übrigen als ungläubig empfundenen (deutschen) Gesellschaft» gefordert. Bezüglich der «Ungläubigen» werde von den «Feinden Allahs» gesprochen. Dahawich gehört ein islamisches Bestattungsunternehmen. 2014 hatte er Pässe von Toten an Schleuser verkauft und wurde dafür 2021 rechtskräftig zu einer Bewährungsstrafe von einem Jahr und sechs Monaten verurteilt.

Verbindungen zur Muslimbruderschaft

Mit dabei ist auch Mohamed Taha Sabri von der Neuköllner Begegnungsstätte. Die Palästinensische Gemeinschaft in Deutschland (PGD), bei der Sabri mehrmals auftrat, wird vom Bundesinnenministerium als «hiesige Repräsentanz der Hamas» bezeichnet, auch wenn man sich nach aussen von Antisemitismus distanziert.

Eine weitere fragwürdige Person ist Ferid Heider, der in der Teiba-Moschee predigt und ebenfalls Teil des Rats ist. Die Moschee soll laut Verfassungsschutz Verbindungen zur Muslimbruderschaft haben, die einen islamischen Gottesstaat auf Grundlage der Scharia anstrebt. Das Islamische Kultur- und Erziehungszentrum (Ikez), in dem Heider darüber hinaus



Islamunterricht gibt, stufte der Berliner Verfassungsschutzbericht schon 2017 als «Berliner Treffpunkt von Hamas-Anhängern» ein.

Zum Rat Berliner Imame gehört auch Mohammad Imran Sagir, Geschäftsführer des Muslimischen Seelsorgetelefons von Islamic Relief Deutschland (IRD). 2019 teilte die damalige

Man unterstützt islamistische Gruppierungen dabei, ihre Ideologie unter die Leute zu bringen.

Bundesregierung mit, dass «signifikante personelle Verbindungen» des IRD zur Muslimbruderschaft bestünden.

Das bekannteste Gesicht dürfte aber Abdul Adhim Kamouss sein, der sich als «Quassel-Imam» vor Jahren in deutschen Polit-Talkshows einen Namen machte. Kamouss galt bis 2014 als einer der wichtigsten salafistischen Prediger Deutschlands. Später distanzierte sich Kamouss von der islamistischen Strömung, zu der auch Personen wie Pierre Vogel gehören.

Angesichts solcher Namen wirkt es da fast wie eine harmlose Randnotiz, dass mit Yakup Ayar auch ein Vertreter der Ditib mitmischte, die der türkischen Religionsbehörde untersteht und als verlängerter Arm Erdogans in Deutschland gilt. Bereits nach den Enthüllungen der *Welt am Sonntag* im Jahr 2022 versprach der Sprecher der Senatsverwaltung für Kultur, dass man prüfen werde, ob es «Mitglieder im Rat der Imame gibt, die nicht auf dem Boden des Grundgesetzes stehen».

2023 berichtete die Zeitung erneut. Inzwischen waren schon wieder mehr als 80 000 Euro Steuergeld an ein Projekt des Rats Berliner

Imame geflossen. An den Mitgliedern des Rats hatte sich nichts geändert.

Nun scheint man in Berlin abermals mit dem umstrittenen Rat zusammenzuarbeiten – und das, obwohl mit Kai Wegner mittlerweile ein CDU-Politiker Bürgermeister von Berlin ist.

In der Broschüre wird unter anderem darauf hingewiesen, dass Kinder in der

Fastenzeit «reizbarer» sein könnten als sonst, weshalb man dem Kind die Möglichkeit geben sollte, «Auseinandersetzungen in dieser Zeit aus dem Weg zu gehen». Auch solle Nachsicht gezeigt werden, wenn die Konzentration beim Kind schneller nachlasse als sonst.

Beseelt vom eigenen Vielfaltsgedanken

Eine Lehrerin, die seit fünfzehn Jahren in Berlin unterrichtet, gibt der *Weltwoche* einen Einblick, wie sehr der Schulalltag in Berlin mittlerweile vom Ramadan geprägt ist. «Die Schüler, die fasten, werden immer jünger», sagt sie. Teilweise handle es sich schon um Erstklässler. Zudem gehe es längst nicht mehr nur um arabisch- und türkischstämmige Kinder. «Leider sehe ich, dass immer mehr Schüler, deren Eltern/Grosseltern aus Albanien, dem Kosovo, Bosnien, Nordmazedonien oder dem Sandschak kommen, auch auf diesen «Ich bin ein ehrenvoller Moslem»-Zug aufspringen und sich von der arabischen Schülerschaft beeinflussen lassen.»

Ramadan als Trend unter immer jüngeren Schülern: Von staatlicher Seite sieht man hier offenbar kein Problem. Vielmehr unterstützt man offensichtlich noch islamische und islamistische Gruppierungen dabei, ihre Ideologie unter die Leute zu bringen. Beseelt vom eigenen Vielfaltsgedanken, biedert man sich an, verteilt Ramadan-Grüsse wie Bundesausserministerin Annalena Baerbock und Bundeskanzler Olaf Scholz oder hängt, wie in Frankfurt und Köln, eine Ramadan-Beleuchtung auf.

Welche Gefahr von diesem Appeasement unter dem Deckmantel der Toleranz ausgeht, scheint kaum einem der hiesigen Politiker bewusst.

Gotisches Unheil über Windsor

In schwierigen Zeiten wirkte die britische Königsfamilie Wunder. Doch die sonnigen Jahrzehnte unter Elisabeth der Guten sind leider vorbei. Das Haus wirkt, als sei es dem Untergang geweiht.

Julie Burchill

Die Zeiten sind schlecht für «dies Volk des Segens», wie es bei Shakespeare heisst: Einst waren wir Briten so fröhlich und widerstandsfähig, doch jetzt ist unsere Stimmung so trüb wie das Wetter, das wir früher so frohgemut weggesteckt hatten. Grund dafür sind der Wokeness-Wahn, dem so viele Institutionen erlegen sind, und die anhaltende Lebenskostenkrise. Wir haben nichts als Verachtung übrig für die konservative Regierung, die in den vergangenen fünfzehn Jahren er-

Sollte der König sterben und William etwas zustossen, dann würde Harry zurückkehren – und seine Frau.

bärmlich wenig getan hat, um unser Leben zu verbessern; gleichzeitig glaubt niemand, dass die Labour-Partei, die bei den nächsten Wahlen siegen wird, auch nur das Geringste besser machen wird. Tony Blair hatte seine Fehler und war ein falscher Fuffziger, doch es ist kaum zu glauben, wie viel populärer er war, als Keir Starmer es ist (und selbst ein Affe hätte an der Wahlurne bessere Chancen als Premierminister Sunak). Es macht den Anschein, als sei uns die Hoffnung abhandengekommen.

Lieblingssohn im inneren Exil

In solchen Zeiten – predigen Monarchisten gern Republikanern wie mir – wirke die Königsfamilie Wunder an Zusammenhalt. Schön wär's. Doch nach den sonnigen Jahrzehnten unter der Herrschaft von Elisabeth der Guten kommt einem nun das Haus Windsor dem Untergang geweiht vor wie das Haus Usher in der Schauergeschichte von Edgar Allan Poe.

Ein Riss geht schon seit einer Weile durch das Haus: Ein Teil der Familie hält Hof im selbstgewählten Exil in Kalifornien und erklärt die Windsors zum Inbegriff alles Rassistischen und Repressiven, das so typisch sei für die herrschende Klasse Grossbritanniens. Der Lieblingssohn der Queen wiederum lebt im inneren Exil, in Ungnade gefallen wegen

seiner Verstrickungen mit einem verurteilten Sexualstraftäter. Und nun scheinen Krankheit und Geheimniskrämerei auch den innersten Kreis dieser Ahnenkultgemeinschaft angegriffen zu haben: Die wunde Prinzessin Katherine wird abgesondert; der Mann einer Cousine zweiten Grades von König Charles III. begeht Selbstmord; und der König selbst hat Krebs. Es fällt schwer, diese sinnfällige Krankheit nicht als Metapher für das zu sehen, was in dem Herrscherhaus gerade geschieht.

Als König Charles letztes Jahr den Thron bestieg, versprach er eine «Verschlankung der Monarchie». Doch was nützt es, wenn man zwar ein paar faule Verwandte absägt, sich an der Uno-Klimakonferenz in Dubai jedoch spreizt wie ein Pfau? Wenn man selbst nach Belieben in der Welt herumfuzzt, doch den Untertanen rät, Urlaub im eigenen Land oder gar zu Hause zu machen? Der Mann hat ein Vermögen von fast zwei Millionen Pfund, dazu kamen 2015 auch noch ein paar Millionen Cash aus Katar, und schon seine Mutter hatte dem Vernehmen nach gesagt: «Es ist grotesk, wie viele Bedienstete er mit sich führt.»

Die erwähnte Verschlankungskur hat somit nicht so sehr mit Besonnenheit zu tun, sondern dürfte ein Versuch sein, Charles' Position zuoberst in der Hackordnung zu konsolidieren. Die Königsfamilie möglichst klein halten zu wollen, wirkt angesichts der Krebserkrankung des Königs etwas voreilig: Zurzeit agiert der entsetzliche Prinz Andrew bei öffentlichen Auftritten als Familienoberhaupt. Ausserdem wird

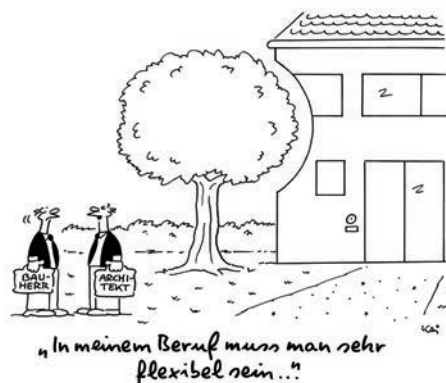
von einer Nachfolgeregelung gemunkelt: Sollte der König sterben und Prinz William etwas zustossen, dann würde schrecklicherweise Prinz Harry (und mit ihm vermutlich seine Frau) zurückkehren und stellvertretend für Prinz George regieren, bis der heute Zehnjährige achtzehn Jahre alt würde.

Alter Spinner Charles

Die feixende Meghan auf dem Thron! Das ist eine so grauenvolle Vorstellung, dass noch der konservativste Engländer sich einer Meute blutrünstiger Revolutionäre anschliessen würde, um den Buckingham Palace zu stürmen. Auch wenn die Queen republikanische Vorstellungen um Jahrzehnte zurückgeworfen hat, hatten wir Glück mit ihr. Nun, da «die Firma» geschwächt ist, bekommen die Republikaner Aufwind. «Du möchtest wohl lieber einen Präsidenten Trump oder Biden?», fragen Hofschranzen hämisch, wenn die Rede davon ist, dass es demokratischer wäre, ein gewähltes Staatsoberhaupt zu haben. Ja – denn die wird man nach ein paar Jahren wieder los, wohingegen man im Fall eines unbefriedigenden Monarchen möglicherweise Jahrzehnte warten muss, bis dieser stirbt.

Gern bilden wir Briten uns ein, die konstitutionelle Monarchie sei etwas Erhabeneres als das antagonistische System der USA. Doch tatsächlich ist König Charles nichts als ein weiterer alter Spinner wie Trump und Biden, angesichts derer man sich das Gefühl nicht verkneifen kann, die abendländische Zivilisation sei alt und erschöpft und mache gerade ein Nickerchen, während kräftige Barbaren vor den Toren stehen, bereit, über die Demokratie herzufallen, durchaus zur Zufriedenheit der entfremdeten Jugend der westlichen Länder.

Ich frage mich, wie lange die königliche Abzockerei ohne die Anmut von Elisabeth der Guten andauern kann. Bei der Queen wirkte das «lang über uns herrsche» aus der Nationalhymne wie etwas, das man tat, in dem man die Ärmel hochkremelte wie zur Gartenarbeit. Sie war keine «geborene Herrscherin», sondern kam so schnell auf den Thron,





Blinzelnd im grellen Licht der modernen Welt.

weil Eduard VIII. abdankte und ihr Vater früh starb. Doch im Gegensatz zu den meisten Herrschern hatte sie ein Leben als gewöhnliche Frau eines Marineoffiziers geführt, eine Zeit, an die sie immer gern zurückdachte.

Charles dagegen hat sein Leben lang erwartet, König zu werden, und hat die unattraktive Arroganz, die mit solchen Zukunftsplänen ein-

Die Queen mit ihrer stillen Art war das einzige Mitglied dieser Familie, das einen Zauber ausstrahlte.

hergeht. Damit, dass in schwierigen Zeiten die Windsors die Nation inspirieren und zu neuen Höhen führen werden, ist endgültig Essig. Mit Ausnahme von Prinzessin Anne wirkt niemand

von der ganzen Mischpoche auch nur ein bisschen vertrauenswürdig. Prinz Williams groteske Auslassungen zur Situation in Gaza zeigten, dass dieses scheinbar vernünftige Mitglied des Klans sich für einen Denker hält.

Mehr Rivalen aus dem Weg geräumt

Die Queen mit ihrer stillen Art war das einzige Mitglied dieser mittelmässigen Familie, das einen gewissen Zauber ausstrahlte. 1867 schrieb Walter Bagehot in seinem Buch «The English Constitution»: «Der Zauber verträgt kein Tageslicht.» Doch Elisabeth die Gute behielt auch im Tageslicht ihren Zauber. Sie hätte noch viel älter werden können, ohne dass wir ihrer überdrüssig geworden wären. Doch ihren Nachkommen geht dieses Charisma ab. Sie stehen blinzelnd im grellen Licht der modernen

Welt und sehen genau so aus, wie sie sind: ein Haufen uninteressanter Menschen, deren Vorfahren einfach besonders gut darin gewesen waren, Rivalen aus dem Weg zu räumen.

Als wir die Queen verloren, verlor das Land auch den – dummen und unbegründeten – Glauben, wir sässen alle im selben Boot, ihre Geschichte und unsere Geschichte seien identisch, vom Sieg über die Nazis bis zu den Beatles und danach zum Brexit. Ich bin immer gern Britin gewesen, doch zurzeit ist es ziemlich mühselig, und die Royals lindern diese Trübsal nicht, sondern tragen vielmehr dazu bei. Zu retten sind sie nicht mehr. Der Untergang des Hauses Windsor ist nur noch eine Frage der Zeit.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lagarde's Bulldogge

Die Europäische Zentralbank hat den Einsatz für nachhaltiges Wirtschaften zum Ziel erhoben. Nun wird erstmals sichtbar, wie verbissen die EZB ihren Kurs verfolgt.

Oliver Stock

Banken, Zentralbanken und erst recht die Europäische Zentralbank sind Häuser, aus denen niemals ein Streit nach aussen dringt. Denn drinnen wissen alle, dass so etwas Märkte, wenn nicht gar Währungen erschüttern kann. Und wer, ausser den Spekulanten, will das schon?

Deswegen ist es erstaunlich, dass aus Christine Lagarde's Europäischer Zentralbank (EZB) jetzt ein Grundsatzstreit nach aussen getragen wird, der an den Fundamenten dieser Institution rüttelt. Es geht um die Frage, ob die EZB ihre Politik darauf ausrichten soll, die Wirtschaft «grüner» zu machen, oder ob sie sich auf ihr Hauptziel beschränken soll, die Preise in der Euro-Zone stabil zu halten. Letzteres ist anspruchsvoll genug und in den vergangenen Jahren, in denen die Inflation ins ungemütliche Traben gekommen ist, reichlich schiefgegangen.

Festplatte austauschen?

Passiert ist Folgendes: Frank Elderson, eines von sechs Mitgliedern des EZB-Direktoriums, Klimabeauftragter der Notenbank und ein Mann, der seit bald zehn Jahren keine Gelegenheit auslässt, über nachhaltige Finanzierung und die finanziellen Risiken, die sich aus dem Klimawandel ergeben, zu referieren, wird von denen, die ihn kennen und schätzen, als «harter Hund» benannt, der «nicht nur knurrt, sondern auch beisst». So beschreibt es einer aus Elderson's engerem Kollegenkreis der *Weltwoche*.

Und Elderson hat jetzt zugebissen: In einer Sitzung im Februar verunsicherte er die Mitarbeiter mit der Ansage, dass Personen, die seine grünen Ziele nicht unterstützten, nicht will-

kommen seien. «Ich will diese Leute nicht mehr haben», soll er laut Zuhörern gesagt haben. Und dann dieser Satz: «Warum sollten wir Leute einstellen wollen, die wir umprogrammieren müssen? Weil sie von den besten Universitäten kommen, aber immer noch nicht wissen, wie man das Wort «Klima» buchstabiert?»

Menschen umprogrammieren? Also ein paar andere Codes reinschieben, so dass sie besser funktionieren? Oder die Festplatte austauschen? Die Personalvertretung der EZB zeigte sich «schockiert». In einer Mail, die unter anderem auch bei der *Financial Times* landete, erklärte sie, die Idee, Menschen «umzuprogrammieren»,

stehe in «krassem Widerspruch zu Vielfalt und Inklusion, insbesondere zur Vielfalt der Gedanken». Elderson's Haltung sei «autoritär», liessen sich Mitarbeiter anonym zitieren. Eine freie und offene Diskussion über den Klimawandel – und die Rolle, die die Bank bei seiner Bekämpfung spielen sollte – sei in der in Frankfurt ansässigen Organisation nicht mehr möglich.

Lagarde konnte das nicht so stehen lassen. Sie verteidigte, als sie jüngst im Europäischen Parlament zu den Berichten über Elderson's Äusserungen befragt wurde, ihren eifrigsten Mitstreiter: «Ich stehe voll und ganz hinter

all meinen Kollegen – auch hinter dem, auf den Sie sich bezogen haben. Aber ich bin mir bewusst, dass Worte manchmal ein wenig über die Leidenschaft hinausgehen können, die sie zum Ausdruck bringen.»

Tatsächlich hat die EZB in ihren Statuten den Einsatz für nachhaltiges Wirtschaften zum Ziel erhoben: «Wir arbeiten daran, die Klimarisiken für geldpolitische Geschäfte und Anlage-

geschäfte sowie für das Finanzsystem besser einschätzen, überwachen und steuern zu können. [...] Wir unterstützen einen geordneten Übergang zu einer CO₂-neutralen Wirtschaft mit Massnahmen, die in unseren Aufgabenbereich fallen», heisst es da. Die EZB argumentiert, sie sei rechtlich verpflichtet, zum Kampf gegen den

«Warum sollten wir Leute einstellen wollen, die wir umprogrammieren müssen?»

Klimawandel beizutragen, und beruft sich auf eine formale Nebenaufgabe, die sie zur Unterstützung der allgemeinen Wirtschaftspolitik der EU verpflichtet.

Profis von aussen sehen das kritisch. «Die Diskussion über die Ökologisierung des Zentralbankwesens ist so polarisiert, dass eine kritische Debatte schwierig geworden ist», sagt Daniel Gros, Direktor des Institute for European Policymaking an der Bocconi-Universität in Mailand dem Nachrichtenportal *Politico*. «Wenn man Kritik äussert, wird man schnell beschuldigt, gegen den Klimawandel zu sein.»

Ablenkung von Inflation

Und Volker Wieland, Ökonom beim offiziellen Frankfurter Gremium der EZB-Beobachter, glaubt darüber hinaus, dass sich Elderson und die EZB überschätzen: «Ihren Einfluss auf die Emissionen des Euro-Raums halte ich für sehr gering. Hier sind die Instrumente der CO₂-Steuer und des Emissionshandels wesentlich effektiver als etwa die Politik bei den Anleihekäufen der EZB.»

Ob das Ganze zum Problem für Lagarde werde? Der hochrangige Kollege mit der Hundemetapher winkt ab. Die EZB-Chefin lasse ihre niederländische Bulldogge gewähren und verkämpfe sich nicht. Sie wisse, das würde noch unangenehmer auf sie zurückfallen. Diese Einschätzung lässt immerhin an die Vernunft der Chefin glauben: Zumindest bis sie die Inflation wieder im Griff hat, darf Elderson nachhaltig die Stimmung vermiesen.



Vernunft der Chefin:
EZB-Direktor Elderson.

Ich bestreite mein Leben, also Geld her

Eine schlechte Partnerwahl ist nichts, was die Allgemeinheit ausbaden müsste.



Das Gegeneinander-Ausspielen von Männern und Frauen wird immer gut geklickt, und so berichtete die *Zeit* jüngst über eine Prognos-Studie, die ergab, dass Letztere jährlich 72 Milliarden Stunden unbezahlte Sorgearbeit leisten. «In Deutschland übernehmen Frauen knapp 62 Prozent der häuslichen Arbeit», also Haushalt, Kindererziehung und Angehörigenpflege. Die Forderung, dass diese Tätigkeiten bezahlt werden müssen, steht schon länger im Raum. Durch wen? Natürlich durch Steuermittel.

Lassen wir mal beiseite, dass es seltsam anmutet, von «Arbeit» zu sprechen, wenn man sich um seine Liebsten kümmert. Oder Frauen sich dafür entscheiden, Kinder zu haben, nicht weil alles so schlimm ist, sondern weil sie es gerne tun. Ja, Frauen leisten die Mehrheit dieser Aufgaben. Doch das wäre ja nur in dem Fall ein Problem, wenn sie auch das gleiche Arbeitspensum in ihrem Job (ausser Haus) hat wie ihr Partner. Wenn sie gleich oder ähnlich viel wie er arbeitet und sich zu Hause auch noch um alles kümmern muss, verstehe ich jede, die auf die Barrikaden geht. Die meisten Frauen arbeiten aber in Teilzeit, die meisten Männer in Vollzeit.

Wenn sie also beispielsweise 40 Prozent arbeitet, während er ein viel höheres Pensum stemmt und den Löwenanteil der Rechnungen bezahlt, ist es dann nicht ausgewogen, wenn sie den Löwenanteil der Care-Tätigkeiten übernimmt? Das wäre ein sinnvolles Modell: Für jedes Prozent ihrer Arbeitszeit muss er zu Hause mithelfen. Und umgekehrt. Oder beide arbeiten je 50 Prozent und übernehmen abwechselungsweise die Aufgaben. In gut funktionierenden

Beziehungen findet eine ausgewogene Aufteilung statt: Er steuert vielleicht mehr Geld bei, sie mehr Arbeitsleistung innerhalb der Familie.

Dass Frauen sich mehr um Care-Tätigkeiten kümmern, war schon immer üblich. Niemand bestreitet, dass sie viel leisten – und dies wird, entgegen manchen Behauptungen, gesellschaftlich wertgeschätzt. Neu ist die For-

Kein Mann würde je auf die Idee kommen, für seine Taxidienste monetäre Vergütung zu fordern.

derung nach finanzieller Entschädigung dafür. Warum aber soll dich der Staat dafür bezahlen, dass du dich um deine Familie kümmerst? Dass du bei dir zu Hause aufräumst, putzt und deine Kleider wäschst? Die Verantwortung dafür liegt in deiner Partnerschaft und in der vereinbarten Aufgabenaufteilung.

Männer übernehmen traditionell eher Aufgaben wie Reparaturen, Computerzeug, sie schleppen beim Zügeln, fungieren als Familienchauffeur – neben dem Vollzeitjob. Rechnet man die Stunden auf, die Männer am Steuer sitzen und sie entspannt daneben, wenn es in den Urlaub nach Italien geht, zum Restaurant oder ins Gartencenter – kommen einige zusammen. Doch kein Mann würde je auf die Idee kommen, für diesen Taxidienst monetäre Vergütung zu fordern. Würden Frauen innerhalb der Beziehung traditionell mehr Auto fahren, gäbe es 38 Studien über die «unbezahlte Arbeit

hinter dem Steuer». Die Logik: «Ein Berufschauffeur wird auch bezahlt!»

Es gibt sehr viele Frauen, die von ihren Männern umfassende Unterstützung erhalten, so wie ich. Wir arbeiten beide Vollzeit, ich koche meistens, den Rest teilen wir uns auf. Ich hatte noch nie im Leben eine Reinigungskraft. Putzen und Waschen sind für mich keine abwertenden Tätigkeiten, ich benötige dafür keine spezielle Anerkennung, ausserdem sind sie schnell erledigt. Daher frage ich mich, wie man überhaupt auf 62 Prozent kommt (auch: Staubsaugen sie mit Stoppuhr?). Nach meiner grosszügigen Rechnung summiert es sich auf etwa drei Stunden pro Tag, 40 Prozent; eine Stunde Putzen täglich (für die sauberste Wohnung der Welt), 1,5 Stunden Kochen und Einkaufen, plus sonstige Alltags-Tasks. Aber ja, zählt man bei «Kindererziehung» Parkbesuche, gemeinsames «Dschungelbuch»-Schauen und das Chauffieren des Nachwuchses mit dem SUV in die Schule dazu, sind wir schnell in den Milliarden.

Noch ein Aspekt: Wer mit all dem Kram alleingelassen wird, hat oft eine schlechte Partnerwahl getroffen – auch das ist gewiss nichts, was die Allgemeinheit ausbaden müsste. Und die Perspektive der Männer? Viele sind es leid, als faul und untätig dargestellt zu werden und die Botschaft zu erhalten, sie leisteten weniger als Frauen; die traditionell männliche unbezahlte Arbeit würde im Vergleich zur weiblichen Care-Arbeit generell abgewertet, schreiben mir treue Leser. Auch dieser Gedanke verdient Berücksichtigung.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Völker Europas, verlasst die EU, solange ihr noch könnt

Es gab eine Zeit, da bewunderte ich die Europäische Union. Seither ist viel passiert.

Milosz Matuschek

Hier schreibt ein ehemals glühender Anhänger der Europäischen Union. Fasziniert studierte ich Europarecht in Paris, vertiefte mich in unzählige Verordnungen und stöberte in den Untiefen der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs. Die Urteile hatten oft tönende Namen wie «Brasserie du Pêcheur» gegen Bundesrepublik Deutschland» oder die Cassis-de-Dijon-Entscheidung. Wenn ein Staat die Biere oder Liköre eines anderen Staates nicht als gleichwertig anerkannte oder deren Verbreitung anderweitig behinderte, gab es mächtig Ärger von den EuGH-Richtern in Luxemburg. Gleiches Recht auf Trinken für alle, das konnte keine schlechte Idee sein. «Freude trinken alle Wesen / an den Brüsten der Natur / Alle Guten, alle Bösen / folgen ihrer Rosenspur», heisst es in Schillers Ode «An die Freude», einer freimaurerischen Auftragsarbeit, welche von Beethoven in seiner 9. Sinfonie vertont wurde und die sich die EU als Hymne einverleibte.

Leben in der vermeintlich besten Zeit

Freier Binnenmarkt über alles! Das alles tat es mir damals dermassen an, dass ich mich sogar mal bei der EU-Kommission als Beamter beworben habe im berühmten internationalen *concours*. Gott sei Dank wurde nichts draus. Doch von den Prestigejobs in Brüssel schwärmten damals viele meiner Jus-Kollegen. Ein Job in Brüssel war ein Ritterschlag für die eigene Karriere. Meine Liebe zur EU war allerdings ein klein wenig erkaufte. Oder anders gesagt: Ich war natürlich ein Profiteur der europäischen Einigung, des Annäherungsprozesses zwischen Deutschland und Frankreich. Die EU als grosse Friedensklammer brachte alte Feindschaften zum Erliegen, ich durfte in einem deutsch-französischen Doppeldiplomprogramm studieren und flanierte, beseelt von Europa, durch Paris, während andere ihr Erasmus-Stipendium in Nizza oder Barcelona vertranken. Ich lebte in der vermeintlich besten Zeit, die es je gab: freies Reisen über die Grenzen der Nationalstaaten hinweg, Bezahlung in der gleichen Währung, alle Menschen werden Brüder!



Kindlein, das mit dem Segen Washingtons gezeugt wurde.

Diese Liebe ist nicht nur erkaltet, sie hat sich inzwischen in offene Ablehnung verkehrt. Eine Europäische Union, die sich strikt und zurückhaltend im Rahmen der mit den Mitgliedstaaten ausgehandelten Verträge bewegt, gab es so vermutlich nie. Die EU drängte es schon immer Richtung Expansion: immer weiter in die Tiefe, immer neue Mitgliedstaaten im Aussen, mit den eigenen Kriterien nahm man es nicht so genau. Wo die Verträge wenig eindeutig waren, half der Gerichtshof mit europarechtsfreundlicher Auslegung nach, ihm mussten sich die national-

Was die Amerikaner tatsächlich von der EU halten, hat die US-Diplomatin Nuland plakativ in Worte gefasst.

staatlichen Gerichte quasi unterwerfen, bis hin zu den Verfassungsgerichten. Was an Recht und Verfassung teils über Jahrhunderte erkämpft wurde, konnte Brüssel in wenigen Jahrzehnten aushöhlen: 80 Prozent der nationalstaatlichen Regelungen kommen heute von der EU. Wer nicht folgt, kann verklagt werden. Aus einem Verhältnis auf Augenhöhe ist ein gefräßiger Leviathan geworden, der nur ein Anliegen hat: mehr Macht für mich, weniger für euch.

Wenn die Macht sich in anonyme Strukturen verabschiedet, in Glaspalästen und Betonbunkern residiert, verwaltet von gesichtslosen Bürokraten, spricht man von «umgekehrtem Totalitarismus» (Sheldon Wolin), der aktuellen Entartungsform der Demokratie, für welche die EU seit je ein dankbares Anschauungsobjekt bot.

Eigentlich hätte man es sich denken können: Jede Bewegung, jede Idee verändert sich, sobald man anfängt, sie in rechtliche Gefässe zu füllen. Zwangsläufig bildet sich mit der Bürokratie eine eigene Machtelite heraus, die zuerst vorgibt, der Sache zu dienen, und irgendwann ihre Eigeninteressen entdeckt und schliesslich bis aufs Blut verteidigt. «Das eiserne Gesetz der Oligarchie» nannte das vor über hundert Jahren der Soziologe Robert Michels. Die EU war immer ein Kindlein, das mit dem Segen Washingtons gezeugt und in Paris und Bonn getauft wurde. Sie war das Einfallstor für die Interessen vor allem der USA, denn sie bot mit dem Binnenmarkt und der alleinigen Kompetenz in Sachen Aussenhandel eine Struktur, mit der einfacher Einfluss auf 450 Millionen Menschen ausgeübt werden konnte. «Seid umschlungen, Millionen» *à l'américaine*. Was die Amerikaner tatsächlich von der EU halten, hat die US-Diplomatin Victoria Nuland mal plakativ in Worte gefasst: «Fuck the EU!»

Die EU ist heute ein erschreckendes Beispiel dafür, was von Werten wie Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit übrigbleibt, wenn man sie Bürokraten und Technokraten überlässt. Transparenz und Aufklärung sucht man im EU-Rumpfparlament vergeblich. Während die Kommissionspräsidentin Milliardenverträge mit Pfizer per SMS eintütete, übergab man den Abgeordneten geschwärzte Fassungen. Mehr dummdreiste Demokratieverachtung geht eigentlich nicht mehr. Unbehelligt von Korruptionsverfahren und Klagen, kandidiert Ursula von der Leyen als amerikanisch beseelte oberste EU-Grinsekatze erneut für ein Amt, das ihr damals auf intransparentem Wege zugeschustert wurde.

Die EU als Raum der Sicherheit und des Rechts? Die EU-Aussengrenze ist so löchrig wie das Erinnerungsvermögen von Olaf Scholz. Verordnungen, wonach Asyl in dem EU-Land beantragt werden muss, welches man als Erstes betritt, gelten de facto nicht. Grosses Friedensprojekt EU? Mit dem Steuergeld der Bürger Europas will die EU nun Waffen für die Ukraine im Wert von einer halben Milliarde Euro kaufen und damit ein elendes Sterben verlängern. Die Bürger Europas zahlen für einen Stellvertreterkrieg Amerikas, von dem sie nichts haben ausser Energiekrisen und Flüchtlingsströme. Meinungs- und Denkfreiheit? Russische Medien sind in der EU bereits verboten, gegen sonstige abweichende Meinungen hilft der «Digital Services Act» der EU, das neueste Zensurgesetz.

Frexit, Dexit, Polexit?

Die EU ist der salbungsvollste Betrug an den Errungenschaften europäischer Bürger, den man sich nur vorstellen kann. Sirenenklänge, Symbolik und Versprechungen: Das konnte man gut. Die EU ist eine parasitäre Metastruktur geworden, die zum eigenen Vorteil immer mehr an Souveränität, Geld und Macht aus den Nationalstaaten absaugt, bis nur noch leere Hüllen übrigbleiben, die der Wind davontragen kann. Die Schweiz sollte sich vor einer weiteren Annäherung an Brüssel hüten, wo sie nur kann, sonst wird sie am Ende ebenfalls einverleibt. Vielleicht kann auch hier nur noch ein Bauernaufstand helfen. Dafür müssten die Bauern ihr Berufsethos freilich über die EU-Subventionen stellen. Doch auf jede Machtkonzentration folgt irgendwann eine Gegenbewegung. Kommt nach dem Brexit irgendwann der Frexit, der Dexit und der Polexit?

«Lasst euch nicht verschlingen, Millionen!», will man den EU-Bürgern mit Schiller und Beethoven heute zurufen.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

Jenseits von Einstein

Man muss die globale Erwärmung nicht erklären. Sie ist eine erfüllte Prognose.

Simon Aegerter

Der Artikel «Die edle Lüge der Algorithmer» in der *Weltwoche* vom 7. März geht von falschen Voraussetzungen aus. Das beginnt schon in der Einleitung: Einstein hat sich nie an der Klimadebatte beteiligt – er ist vorher gestorben; und dass die Erde keine Scheibe ist, das wusste man schon im Altertum. Was dann zum Thema «Klima» kommt, darf man nicht so stehenlassen.

Man wird es mir nicht glauben: Ich verfolge die Klimadebatte seit sechzig Jahren. Damals war sie schon zehn Jahre im Gang. Sie hat in den ersten dreissig Jahren nur unter Wissenschaftlern stattgefunden. Erstmals nahm die Öffentlichkeit Notiz davon, als der Nasa-Forscher James Hansen 1988 im US-Kongress darauf aufmerksam machte, dass wir ein Klimaproblem haben. Weil es ein heisser Sommer war, war das Presseecho ziemlich laut.

Worum ging es? In den 1950er Jahren hatten Forscher, welche die Radiokarbon-Datierung perfektionieren wollten, festgestellt, dass der CO₂-Gehalt der Atmosphäre am Steigen war. Seither misst man auf dem Mauna Loa auf Hawaii die CO₂-Konzentration in der Luft jeden Tag.

Schwankungen gehören dazu

Diese Forscher waren Physiker. Sie wussten: Drei- und mehratomige Moleküle wie Wasserdampf und CO₂ können Wärmestrahlung absorbieren. Das heisst, mehr CO₂ in der Luft heisst weniger Wärmeverlust der Erde, also steigende Temperaturen. Die grosse Frage war: Wie viel? Ist das vernachlässigbar? Oder kann es gefährlich werden?

Ein Amerikaner japanischer Abstammung, Syukuro Manabe, wollte es wissen. Er entwickelte Computermodelle, welche die Auswirkungen des CO₂ auf die Wärmebilanz der Erde abbildeten. Er musste viele Unsicherheiten einbauen. Welche Verstärkungsprozesse gibt es? Was machen die Wolken? Mit all diesen Unsicherheiten kam er zum Ergebnis: Wenn der CO₂-Gehalt der Atmosphäre verdoppelt wird, erwärmt sich die Erde um 1,5 bis 4,5 Grad Celsius, am wahrscheinlichsten um 3 Grad. Er musste über ein halbes Jahrhundert warten, aber 2021 erhielt er den Nobelpreis «für das physikalische

Modellieren des Klimas der Erde, die quantitative Analyse von Variationen und für die zuverlässige Vorhersage der Erderwärmung».

Das heisst, man muss die beobachtete globale Erwärmung nicht erklären. Sie ist vorausgesagt worden. Sie ist eine erfüllte Prognose. Dass die Erwärmung nicht stetig verläuft, sondern mit Schwankungen, ist auch klar. Die stetige Erwärmung durch den steigenden CO₂-Gehalt der Luft ist den natürlichen Schwankungen überlagert. Diese natürlichen Schwankungen haben verschiedene Ursachen. Veränderungen der Meeresströmungen wie El Niño, Änderungen der Sonnenaktivität, Vulkanausbrüche. Diese können Staub bis in die Stratosphäre schleudern und so die Sonneneinstrahlung abschwächen.

Der Tonga-Ausbruch im Januar 2022 machte aber etwas anderes: Er brach unter dem Meeresspiegel aus und schleuderte auch grosse Mengen Wasser in die Stratosphäre. Wasser hält sich länger dort als Staub und verstärkt den Treibhauseffekt. Alle drei Einflüsse verstärken zurzeit die Erwärmung. Es ist daher zu erwarten, dass 2024 ähnlich heiss werden wird wie 2023. Danach gibt es wohl wieder eine Stagnation, und die *Weltwoche* wird schreiben: «Seht her – es wird kühler! Wir haben es ja immer gesagt.» Und ein paar Jahre danach kommt das nächste Rekordjahr.

Simon Aegerter ist promovierter Physiker und leitete viele Jahre das Technorama in Winterthur. Zuletzt von ihm erschienen: «Das Wachstum der Grenzen» (NZZ Libro 2020).



Was machen die Wolken?

Wendekreis des Busens

Die Schauspielerin Sydney Sweeney bringt mit ihrem Dekolleté die USA in Wallung. Ist sie der frivole Frühlingsbote, den die Rechte in ihr sehen will?

Sarah Pines

Der Busen ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal, er soll gezeigt werden, um zu signalisieren: «Hallo, ich bin zu haben, kann notfalls stillen.» Jedes modische Zeitalter, ausser dem Viktorianismus, hat die Brust betont, irgendwie mit Mieder, Korsage oder Schalen-BH hervorgequetscht. Spätestens seit #MeToo und dem Diskurs um Körperpositivität und Diversität folgt die weibliche Brust jedoch anderen, loseren Moden. Der Push-up, die harte Silikonbrust einer Pamela Anderson, selbst der Bügel-BH sind, an ihrer Proliferation in den neunziger oder frühen 2000er Jahren gemessen, relativ unbeliebt geworden. Insbesondere jüngere Generationen tragen natürliche Formen, natürliche Stoffe, Sport-BHs oder gar nichts auf der Büste, ausser Kleidern, Lappen und Vorhängen, sodass überall Nippel hervorblinken, alles wackelt. Das harte, gepresste Dekolleté und der Push-up sind zusammen mit Hotpants und Boxenludern selten geworden. Am Frühstückstisch starrt kein Mann mehr verschämt und heimlich an seiner Frau vorbei in die Zeitung: Das «Blick-Girl» gibt es schon seit Jahren nicht mehr.

Anti-woke Körperkultur

Und wenn sie noch irgendwo auf Postern in halbvergessenen U-Bahn-Unterführungen oder vergilbten Softpornoshops hängen, all die Pin-ups, Tänzerinnen, Schönheitsköniginnen vergangener Zeiten, mit Turmfrisur und gequetschtem Dekolleté, gehen wir seit vielen Jahren schon abgestumpft und gleichgültig an ihnen vorbei. In der heutigen Bildkultur beliebt ist der weiche Körper in seiner natürlichen Form und diversen Schattierungen – für Kritiker bedeutete dies die woke Enteignung des Körpers und seines potenziellen Kapitals, das bisher anderen, exklusiveren und schwer zu erreichenden Masstäben gehorchte: Bei Männern waren es Muskeln und stählerne Waden, bei Frauen das 90-60-90-Körpermass.

Nun aber kommt Sydney Sweeney und damit – so scheint es ihren Fans – ein Stück der guten alten Zeit zurück: die zusammen mit dem Push-up unbeliebt gewordene schöne Blondine mit Sanduhrkörperform. Die 26-jährige Schau-

spielerin trat in den preisgekrönten Serien «Euphoria», «The Handmaid's Tale» und «The White Lotus» auf, spielte die Hauptrolle in der beliebten Filmkomödie «Anyone But You», war in Rolling-Stones-Videos zu sehen und in Quentin Tarantinos Filmepos «Once Upon a Time in Hollywood».

Vor allem aber hat Sweeney Oberweite, die sie gerne vorzeigt – in den altbekannten Schalen und Formen des Push-up-BHs. Mit quellender Büste besucht sie Fernsehshows, postet sich auf Instagram, geht auf Filmpremieren, über rote Teppiche, auf Oscar-Partys – dort sogar im anspielungsreichen Marilyn-Monroe-Kleid, Pin-up aller Pin-ups und erstes *Playboy*-Covergirl. Mit Sweeney sei die wahre Schönheit endlich wieder «politisch», skandierte unlängst die konservative kanadische Zeitung *National Post*. Sweeneys Dekolleté fordere die woke Körperkultur heraus.

Sweeney, in der mittelgrossen Stadt Spokane geboren, auf der Grenze zwischen Washington und Idaho, die Mutter Strafverteidigerin, der Vater arbeitet im Hotelfach, ist rein äusserlich alles andere als divers: weiss, blond, hetero – ein sportliches All-American-Girl mit schmaler Taille, geraden Zähnen, Babygesicht und perfekten Augenbrauen, das einen Jeep aus den sechziger Jahren fährt und gerne eng Tailliertes trägt. In der Highschool spielte Sweeney Fussball, Base-

Ist die Zurschaustellung eines Riesenausschnitts ein besonderes Zeichen von Konservativität?

ball und fuhr Ski, war ausgezeichnet in Mathe, baute Roboter. Auf die Uni ging sie aber nicht, sondern zog 2016 mit der Familie, die sie so lange drangsaliert hatte, bis sie endlich nachgab, nach Los Angeles und wurde binnen weniger Jahre berühmt.

Doch ist die Zurschaustellung eines hochgepushten Riesenausschnitts ein besonderes Zeichen von Konservativität? Ist woke oder divers zwingend unattraktiv? Die Debatte ist seltsam und verquer, zeigt, wie weit der Kulturkampf um Deutungshoheiten über woke und

nicht-woke Körper fortgeschritten ist und sich immer weiter ins Absurde verfranst. Vielleicht verkörpert Sweeney einfach nur beides, eine unerträgliche Ambivalenz, für die die Gegenwart immer weniger Feingefühl aufweist: woke und das Mädchen von einst, mit Busen und Schale wie in den frühen 2000ern, als Paris Hilton und Britney Spears in genau demselben Aufzug nachts besoffen in Taxis taumelten, nur dass Sweeney nüchtern ist und korrekt. Sie trägt den Push-up in der Manier der Generation Z: als gestylten Harnisch, nicht als Einladung zum Grabbeln.

Es lebt die Revolution

Medial wird trotzdem spekuliert: Auf der Geburtstagsparty von Sweeneys Mutter waren Gäste geladen, die trumpistische «Maga»-Kappen trugen, nein, nicht ganz, sondern Hüte, auf denen stand «Make America Great Again». Aber immerhin. Und hat Melania Trump nicht auch einst mit Riesenbusen nackt gemodelt? Sweeney scheint zu bestätigen und auch wieder nicht: Sie wolle die weibliche Nacktheit auf der Filmleinwand rehabilitieren, sagte sie der *Cosmopolitan*. Frauen, die sich vor der Kamera auszögen, würden viel zu oft degradiert und verlacht, doch solle Nacktheit, auch die Pin-uphafte, erotisch aufgeladene Nacktheit, etwas Natürliches sein.

Die Phrasen, die das Ende der Wokeness verkünden, weil eine junge Frau sich in einen Schalen-BH zwingt, klingen einfältig: «Wir wurden jahrelang dafür gezüchtigt, dass wir Schönheit begehren oder bewundern – weil Schönheit selten ist und ausgrenzt und ausgrenzen hassen heisst. So wurden wir von den heutigen Fanatikern der Vielfalt, Gleichberechtigung und Inklusion belehrt. Wir durften Sweeneys Schönheit nicht bewundern, aber wir haben es trotzdem getan. *The times, they are a-changin'*», schreibt die *National Post*, im *Spectator* wurde gejubelt: «Boobs are back!»

Sei's drum. Für manche lebt also die Revolution. Einst gab es den Busenangriff auf Adorno, Jennifer Lopez und Kim Kardashian haben ihre Pos, Sydney Sweeney hat ihren Busen.



Make America Great Again: Leinwand-Darling Sweeney.

Weltwoche Deutschland Nr. 10.24
Bild: Michael Tran/AFP/Getty Images

Schulische Opfer-Olympiade

Die Zahl der speziell geförderten Schüler stieg innert zehn Jahren um einen Fünftel. Warum?



Ich musste 35 Jahre alt werden, um zu erfahren, dass Kinder an deutschen Schulen heutzutage für alles Mögliche einen sogenannten Nachteilsausgleich erhalten können. Heisst: Wenn Sie einen Arzt finden, der Ihrem Kind beispielsweise eine Dyskalkulie attestiert, dann können Sie Sonderregelungen für Ihr Kind bewirken, wie etwa mehr Zeit bei Klausuren in Mathe oder auch die Verwendung einer Formelsammlung, auf die die anderen Kinder nicht zurückgreifen dürfen. Der Erwartungshorizont, nach dem benotet wird, bleibt also derselbe, aber die Rahmenbedingungen, in denen das Kind seine Klausur schreibt, ändern sich zu seinen Gunsten.

Ich stamme aus einer Zeit, in der es noch nicht in Mode war, sich selbst zum Opfer zu stilisieren und dadurch Vorteile abzugreifen. Folgerichtig gab es in meinen Klassen zu meist, wenn überhaupt, nur ein Kind mit irgendwelchen Einschränkungen. Meist einer körperlichen Beeinträchtigung wie einer Sehschwäche. Das war's.

Als Boomer im Geiste würde ich also behaupten, dass es sich bei diesem Nachteilsausgleich schlicht und ergreifend um einen Beschiss handelt. Um eine Wettbewerbsverzerrung, die vor allem jenen Kindern gegenüber unfair ist, die auf dieselbe Note kommen, ohne sich irgendwelcher Sonderregelungen bedienen zu dürfen. Für mich ist der «Nachteilsausgleich» in den meisten Fällen, in denen es nicht um körperliche Einschränkungen geht, sondern um irgendwelche Störungen, die in den letzten Jahren urplötzlich inflationär auftreten, eine Kopfgeburt sozialistischer Gleichmacherei.

Gegner meiner Haltung würden jetzt argumentieren, dass es nicht um Gleichmacherei, sondern um Gleichberechtigung gehe. Dass eine attestierte Dyskalkulie oder ein attestierter Autismus genauso zu bewerten sei wie eine Sehschwäche. Eine Formelsammlung in der Matheklausur für den Schüler, der an Dyskal-

Ich würde behaupten, dass es sich beim Nachteilsausgleich schlicht um einen Beschiss handelt.

kulie leidet, sei demnach dasselbe wie die Brille für den Schüler mit der Sehschwäche oder der Platz ganz weit vorne an der Tafel, damit er alles besser lesen kann. Und da würde ja auch niemand auf die Idee kommen, einen unlauteren Wettbewerbsvorteil zu unterstellen.

Ganz so einfach ist es für mich nicht. Zumal wir da wieder bei physisch eindeutig festzustellenden Defiziten auf der einen und geistigen, kognitiven und psychologischen Einschränkungen auf der anderen Seite sind. Im Klartext heisst das, dass ich unterstelle, dass heute auch gerne einmal vorschnell irgendeine Diagnose gestellt wird, statt naheliegende andere Gründe für gewisse Auffälligkeiten in Betracht zu ziehen.

Nicht jeder Zappelphilipp hat ADHS. Meines Erachtens lässt sich vieles heute auf eine wachsende Reizüberflutung zurückführen: Smartphone, Tablet, Spielkonsole, mangelnde Bewegung. Kinder sind heute ganz anderen Herausforderungen ausgesetzt als frühere Generationen, und für nicht wenige Eltern ist es

schlicht und ergreifend bequem, ihren Sprössling vor einem Bildschirm zu parken oder eine Diagnose als Ausrede für fehlende Konzentration und zu wenig Fleiss heranzuziehen.

2019 wurde 109 200 Kindern und Jugendlichen in Deutschland, die an einer sogenannten seelischen Behinderung leiden, eine Eingliederungshilfe gewährt. Das entspricht einem Zuwachs von 156 Prozent in zehn Jahren. Wohlgermerkt vor Corona. Die Zahl der Schüler mit «emotionalem und sozialem Förderbedarf» ist im selben Zeitraum mit einem Zuwachs von 71,9 Prozent ebenfalls stark angestiegen. Insgesamt stieg die Zahl der speziell geförderten Schüler um fast einen Fünftel. Bleibt die Frage, ob einfach nur genauer hingesehen oder überdiagnostiziert wird beziehungsweise ob es auch einfach mehr verhaltensauffällige Schüler als früher gibt. Vermutlich von allem ein bisschen.

In jedem Fall gilt, dass der Nachteilsausgleich das Problem nicht löst, sondern verschiebt. Und zwar auf die Unis und Ausbildungsbetriebe, die sich immer weniger auf die Notengebung als Richtwert verlassen können. Erst recht, wenn derartige Ausgleichs in einigen Bundesländern nicht einmal im Zeugnis vermerkt werden.

Und so wäre es schön, wenn wir uns zur Abwechslung wieder einmal darauf konzentrieren könnten, Unterschiede in der Leistung der Menschen anzuerkennen, statt sie alle durch entsprechende Massnahmen nivellieren zu wollen. Das Leben ist oft unfair. Nicht jeder kann alles. Auch darauf sollte die Schule vorbereiten.

GESCHICHTE

Madame de Staël



Odyssee einer rebellischen Intellektuellen: Germaine Baronin von Staël-Holstein (1766–1817).

Literatur, Liberalismus, Libertinage, Lieben und Leiden prägten ihr Leben.

Seite 34

Sie legte sich mit den Extremisten beider Lager an und mit den anderen ins Bett.

Seite 35

Die anschließende Terrorherrschaft überstand Germaine im (noch) sicheren Coppet.

Seite 36

Auf den publizistischen Sieg über Napoleon hin erlebte Germaine auch dessen Untergang.

Seite 38

Die Schweizerin, die Napoleon besiegte und Europa veränderte

Madame de Staëls leidenschaftlicher Kampf für Freiheit brach mit den Normen ihrer Zeit. Die Tochter eines Genfer Bankiers lebte ein Jahrhundertleben jenseits aller Konventionen. Ihr Buch «Über Deutschland» bleibt ein epochaler Brückenbau zwischen zwei Kulturen.

Christophe Büchi

Als mehrsprachiges Land im Herzen Europas ist die Schweiz eigentlich dazu ausersehen, die Verständigung zwischen den europäischen Kulturen zu fördern – eine Idee, die der Komparatist Fritz Ernst einst auf die schöne Formel «*Helvetia mediatrix*» brachte. Leider kann man nicht behaupten, die Schweizer nähmen diese Rolle durchweg ernst. Und doch gab und gibt es Glücksmomente. Von einem soll hier die Rede sein: von der Entstehung des Buchs «*De l'Allemagne*» auf der Reise der Germaine de Staël nach Weimar um die Jahreswende 1803/04. Und es soll auch erzählt werden, wie es dazu kam und was danach geschah.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht eine aussergewöhnliche Frau mit einer ganz aussergewöhnlichen Biografie:

Madame de Staël (ausgesprochen: «Stahl»), geborene Necker. Sie hat ein publizistisches Œuvre hinterlassen, das Dutzende von literarischen und politischen Essays, von Romanen und Theaterstücken umfasst. In der französischen und der europäischen Politik mischte sie tüchtig mit. Wenn sie nicht gerade schrieb oder parlierte, reiste sie. Zehntausende von Meilen legte sie zurück, zwar in Kutschen, die für die damalige Zeit als komfortabel gelten konnten, aber meist auf miserablen Strassen und bei kalter Witterung.

Französin und Schweizerin

Überdies war sie Mutter von fünf Kindern von vermutlich vier verschiedenen Vätern. Der Eros und das Opium dienten ihr als Aufputsch- und Beruhigungsmittel zugleich. Sie war eine emanzipierte und unermesslich reiche Frau, unkonventionell, spontan, unabhängig, freigeistig und freizügig, aber auch liebesbedürftig, vulkanisch und tyrannisch – Sturm und Drang in üppig weiblicher Form.



Vergötterte Vaterfigur:
Jacques Necker.

Literatur, Liberalismus, Libertinage, Lieben und Leiden prägten ihr Leben.

Madame de Staël wird oft kurzerhand als französische Schriftstellerin bezeichnet. Ein Stück weit zu Recht: Sie wurde in Paris geboren, und in dieser Lichten- und Lasterstadt verbrachte sie einen Grossteil ihres Lebens. Doch war Germaine eben auch die Tochter eines Genfer Vaters und einer Waadtländer Mutter. Und diese Herkunft aus der republikanischen Eidgenossenschaft stellt in ihrer Biografie – wie auch bei ihrem Idol Jean-Jacques Rousseau – keine Fussnote dar. Germaine blieb in Frankreich lebenslang eine untypische Erscheinung: Als Protestantin und Liberale wirkte sie in einem von Katholizismus und Etatismus geprägten Land geradezu unfranzösisch.

Ganz in einer französischen Tradition stand sie hingegen darin, dass sie als Intellektuelle nicht nur mit den Waffen des Wortes und des Geistes kämpfte, sondern auch ihre erotischen Reize und ihren be-

Als Liberale wirkte sie in einem von Etatismus geprägten Land geradezu unfranzösisch.

trächtlichen Sex-Appeal gnadenlos als Machtinstrument einsetzte. Für eine hochtalentiertere Frau stellte dies ein Mittel dar, die patriarchalischen Strukturen gleichsam zu unterwandern und über zwischengeschaltete Männer politischen Einfluss auszuüben. In dieser Kunst brachte es Germaine zu grosser Meisterschaft. Und in dieser Beziehung setzte sie, die noch im Ancien Régime sozialisiert worden war, eine Tradition fort, die unter anderen von den grossen Königsmätressen Madame de Pompadour und Madame du Barry verkörpert



Freiheit und Liebe:

wurde. Freier Geist und freie Liebe: Dies gehörte für sie zusammen.

Ein Übervater

Anne Louise Germaine wurde am 22. April 1766 in Paris geboren. Ihr Vater war der Finanzier Jacques Necker aus Genf, ihre Mutter die schöne Suzanne Curchod aus Crassier in der damals bernischen Waadt. Die Familie Necker stammte aus Brandenburg; eine Vielzahl von Pastoren gehörten ihr an. Suzanne war die Tochter eines frühverstorbenen protestantischen Pfarrers mit hugenottischen Vorfahren aus Frankreich. Beide Eltern bil-

deten Maschen eines europäischen Netzwerks, das man als «protestantische Internationale» bezeichnen könnte.

Jacques Necker hatte sich als Kommanditär in einem Genfer Bankhaus hochgearbeitet und war wegen seines Geschicks nach Paris gesandt worden. Er brachte es zu grossem Vermögen und entwickelte politische Ambitionen. Seine Frau unterstützte diese nach Kräften. Sie eröffnete einen literarischen Salon, in dem bald ein Grossteil der aufklärerischen Freigeister ein- und ausging, wobei aber der übliche Spott über religiöse Belange bei der ebenso schönen wie frommen Suzanne verpönt war.

Die kleine Germaine war ein Wunderkind: frühreif, temperamentvoll, lernbegierig, talentiert, witzig und vorwitzig. Schon als kleines Kind durfte sie auf dem *Taburetti* im Salon der Mutter den Gesprächen der Geistesgrößen ihrer Zeit beiwohnen. Zum allgemeinen Amusement liess man die Kleine über die grossen Fragen der Zeit parlieren. Sie las und schrieb früh, lernte zeichnen und musizieren. Mit zwölf Jahren schrieb sie ihre erste Komödie.

Mit ihrem spontanen Temperament und ihrer rundlichen Gestalt war sie so ganz anders als ihre verhaltene und kühle Mutter. Diese versuchte mit mässigem Erfolg, ihre Tochter zu zügeln. Je spannungsreicher die Beziehungen zur Mutter wurden, desto mehr himmelte Germaine ihren Vater an. Noch kurz vor ihrem Tod sollte sie bekennen: «Ich habe Gott, meinen Vater und die Freiheit geliebt.»

Der ungeliebte Mann

Die Karriere ihres vergötterten Vaters entwickelte sich prächtig. 1776 vom jungen König Ludwig XVI. zum Generalkontrolleur der Finanzen ernannt (auf den Ministertitel musste er als Ausländer, Nichtadliger und Protestant verzichten), versuchte er, die maroden Finanzen des hochverschuldeten Königreichs zu sanieren, mit einem gewissen Erfolg. Dieser aber rief Feinde und Neider auf den Plan. 1781 wurde Necker entlassen.

Inzwischen hatte Germaine das heiratsfähige Alter erreicht. Als Alleinerbin des steinreichen Necker galt sie als eine der besten Partien in ganz Europa. Für die Eltern kam allerdings nur ein protestantischer Bräutigam in Frage. Eine Zeitlang war der 1759 geborene William Pitt, Ex-Schatzkanzler und künftiger britischer Premierminister, als Heiratskandidat

im Gespräch, aber Germaine wehrte sich mit Händen und Füssen gegen den Top-Favoriten der Mutter – vielleicht auch, weil sie Frankreich nicht verlassen wollte.

Schliesslich wurde Germaine 1786 an einen nicht mehr ganz jungen schwedischen Adligen vergeben. Der 37-jährige Baron Erik Magnus Staël von Holstein machte eine gute Figur, hatte einen schönen Stammbaum und besetzte als Botschafter des schwedischen Königs in Paris eine prestigereiche Position. Er war aber langweilig, spielsüchtig sowie chronisch mittellos. Und vor allem besass er nicht das geringste Verständnis für den weitgespannten geistigen Horizont seiner geistreichen Gattin. Die Beziehung stellte sich rasch als eine klas-

Sie hoffte, Frankreich werde sich zu einer parlamentarischen Monarchie nach britischem Vorbild wandeln.

sische Mesalliance heraus, die Germaine mit einem ihrer genialen Bonmots kommentierte: «Von allen Männern, die ich nicht liebe, ist mir mein Mann der liebste.»

Die frischgebackene Baronin de Staël-Holstein eröffnete umgehend ihren eigenen Salon. Sie brillierte in tausend Facetten; ihr Gemahl musste eifersüchtig zusehen. Papa Necker versuchte gelegentlich zu schlichten, was die Sache auch nicht besser machte. Ein kleines Zwischenhoch im Ehemief brachte 1787 die Geburt der kleinen Gustavine. Aber zwei Jahre später starb das Mädchen.

Schön entwickelte sich die Karriere des Vaters. 1788 gelang diesem ein spektakuläres Comeback: Er wurde Finanzminister des Königs. In der Öffentlichkeit war er immens populär und galt als Retter in der Not, der allein das Königreich vor dem finanziellen Ruin retten konnte. Er erreichte beim König die Einberufung der Generalstände, die im Mai 1789 in Versailles zusammentraten. Diese verwandelte sich in eine «Nationalversammlung» und räumte mit der feudalistischen Ordnung auf. Eine Revolution war im Gang.

Am Hofe war Necker jetzt *persona non grata*: Die Anhänger des Status quo, allen voran die Brüder des Königs, warfen ihm vor, eine unkontrollierbar ge-

wordene Bewegung in Gang gesetzt zu haben. Am 11. Juli 1789 wurde der glücklose Reformier erneut entlassen und aufgefordert, Frankreich sofort zu verlassen. Drei Tage später kam es zum Sturm auf die Bastille, die als Beginn der Französischen Revolution in die Geschichtsbücher eingehen sollte. Darauf rief der König



Zeichnung von Philibert-Louis Debucourt.



Gut Ding will Weile haben: Goethe.

panikartig Necker nochmals zurück. Doch bald musste der moderate Reformbefürworter, aufgerieben zwischen radikalen Revolutionären und den ebenso radikalen Vertretern des Stillstands, endgültig aufgeben. Er liess sich mit seiner Frau im waadtländischen Coppet zwischen Genf und Nyon nieder, wo er sich ein kleines Schloss mitsamt dazugehöriger Barone gekauft hatte.

Seine Tochter stürzte sich in der Anfangsphase der Revolution begeistert ins Getümmel. Wie andere liberale Reformisten hoffte sie, Frankreich werde sich zu einer parlamentarischen Monarchie nach britischem Vorbild wandeln. Sie legte sich mit den Extremisten beider Lager an und mit den anderen ins Bett. Sie hatte eine Affäre mit Talleyrand, dem Mephisto im Bischofsgewand, danach eine Liaison mit dem jungen Adligen Louis de Narbonne; aus dieser Beziehung gingen ihre zwei Söhne Auguste-Louis und Albert hervor. 1791 bekam Frankreich eine Verfassung, die den Weg zur konstitutionellen Monarchie freizumachen schien.

Hernach gewannen die Gegner der Monarchie immer mehr Aufwind. Im August 1792 kam es in Paris zum Volkssturm auf den Königspalast im Jardin des Tuileries, bei dem

Hunderte von Schweizergardisten verloren beim Volkssturm auf den Königspalast das Leben.

Hunderte von Schweizergardisten das Leben verloren. Nach den September-Massakern, bei denen sich Germaine unter Lebensgefahr für ihre moderaten Gesinnungsfreunde verwendet hatte, setzte sie sich nach Coppet ab. Im Herbst 1792 wurde die Republik ausgerufen. Im Januar 1793 starb der König unter der Guillotine, im Oktober wurde die Königin Marie-Antoinette hingerichtet.

Der Macho und die Powerfrau

Die anschliessende Terrorherrschaft überstand Germaine im (noch) sicheren Coppet. Im Mai 1794 starb ihre strenge Mutter. Freier denn je, stürzte sich Germaine hierauf in eine stürmische Liebschaft mit dem jungen Schriftsteller Benjamin Constant, dem hochgeschossenen rothaarigen Sohn eines hugenottischen Waadtländer Offiziers. Im Juni 1797 wurde ihre Tochter Albertine geboren. Die rötlichen Haare des Mädchens liessen an Constants Vaterschaft keine Zweifel.

1797 begann der Aufstieg eines jungen korsischen Generals, Napoleon Bonaparte, der seit den Feldzügen in Italien als neuer Stern der französischen Politik



Spielverderber: Napoleon Bonaparte.

galt. Frankreich war der Umwälzungen müde, und wie so oft, wenn die Franzosen nicht mehr ein noch aus wussten, richteten sie die Hoffnungen auf einen General (dies wiederholte sich im 20. Jahrhundert mit Pétain und de Gaulle). Selbst das liberale Duo Staël/Constant hoffte anfangs auf Bonaparte. Am 6. Dezember 1797 kam es zwischen dem General und der Literatin zu einer ersten Begegnung. Sie verliebte sich enttäuschend. Die Powerfrau bestürmte den neuen starken Mann mit einem Schwall von Fragen, die der Korse zunehmend ungeduldig beantwortete. Gefragt, welche für ihn die beste aller Frauen sei, gab er die Macho-Antwort: «Jene, die am meisten Kinder gebärt.»

Deutsche Winterreise

Eine zweite Begegnung Anfang 1798 verlief nicht besser. Germaine wusste, dass das Directoire (die französische Regierung) plante, in die Eidgenossenschaft einzumarschieren, und legte ein gutes Wort für ihre zweite Heimat ein – erfolglos. Im März 1798 schritten die Franzosen zur Tat, die stolze Republik Bern wurde vernichtend geschlagen, der bernische Staatsschatz mitsamt Bären nach Paris abgeschleppt und im April die Helvetische Republik ausgerufen.

Die Hoffnung, dass es mit Bonaparte bergauf gehen könnte, liess Germaine noch nicht fahren. Dem Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November) 1799, mit dem sich der General an die Macht putschte, wollte sie noch positive Seiten abgewinnen, denn schliesslich brauchte Frankreich wieder Ruhe und Ordnung. Zudem konnte Constant im neugeschaffenen Tribunal, einem beratenden Gremium, Einsitz nehmen.

Doch bald wurde klar, dass Bonaparte nicht im Sinn hatte, sich von Literaten und Intellektuellen dreinreden zu lassen. Im Januar 1802 kam es zu einer Säuberungswelle, die Constant aus dem Tribunal spülte, wogegen Germaine öffentlich protestierte. Noch schlimmer: Im Oktober 1803 wurde Germaine vom Premier consul aus Paris verbannt. So zog Madame, deren Ehemann Magnus inzwischen verstorben war, mit ihren Kindern und Freund Constant einmal mehr auf Schloss Coppet zu ihrem geliebten Vater.

In dieser dramatischen Periode hatte Germaine einen Einfall, der ihren Nachruf besiegeln sollte: Sie begann sich für die deutsche Kultur zu interessieren. Dies war ziemlich neu. Zwar hatte sie im zarten Alter und mit heissen Wangen «Die Leiden des jungen Werther» verschlungen, den Bestseller des jungen Goethe – wie Napoleon Bonaparte übrigens auch. Und bei dieser Gelegenheit hatte sie wie das intellektuelle *Tout-Paris*



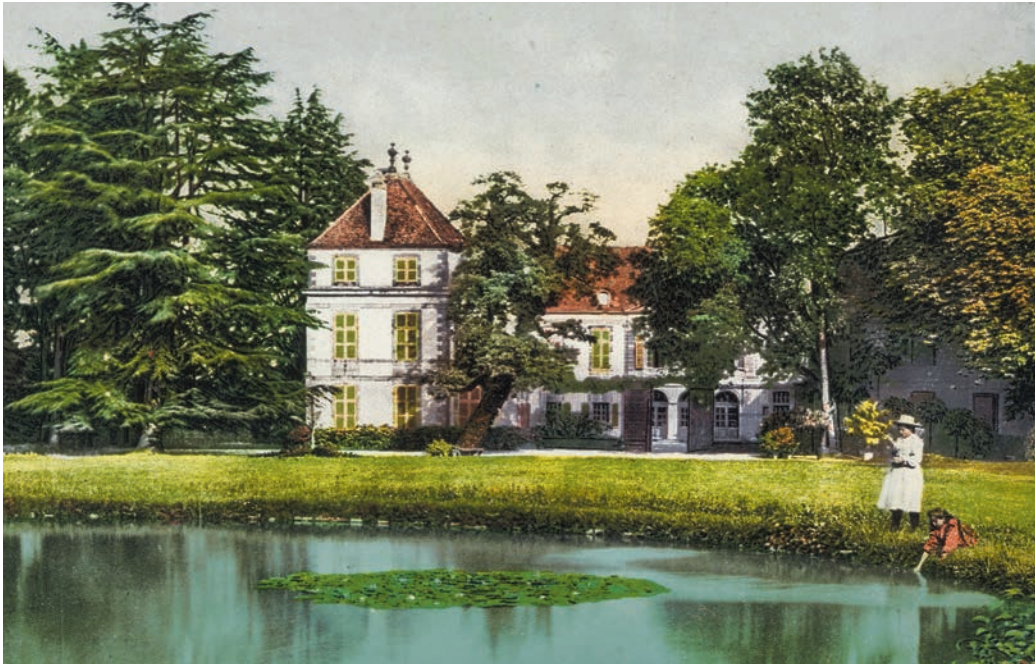
Dramatische Periode: mit Tochter Albertine.

überrascht festgestellt, dass auch die vormalig als barbarisch geltenden Deutschen über eine Literatur verfügten. Aber sehr viel weiter war ihr Interesse damals nicht gegangen.

Im Jahr 1803 wollte sie es aber genau wissen. Nachdem sie im idyllischen, aber verschlafenen Coppet gestrandet war, das jetzt zum neuen Kanton Waadt gehörte, beschloss sie, nach Deutschland zu fahren. Im Oktober brach sie mit dem Sohn Albert, der siebenjährigen Albertine und ihrem Gefährten Benjamin, der zwar nicht mehr ihr Bett teilte, aber Deutsch konnte (er hatte in Erlangen und Braunschweig gelebt), sowie einer Gouvernante nach Norden auf.

Zuerst ging es nach Metz in Lothringen. Hier blieb sie mehrere Wochen und unterhielt sich ausführlich mit Charles de Villiers, einem früheren *émigré*, der sich jetzt vor allem als französischer Kant-Übersetzer hervortat. Bei diesem Gespräch entstand nach und nach das Projekt eines Deutschlandbuchs. Im November wagte sich Germaine endlich über den Rhein. Ihr erster Eindruck war niederschmetternd. Sie, die einen Grossteil ihres Lebens in den Pariser Salons verbracht hatte, fand die Landschaft karg, verlassen, trostlos. Dass Töchterlein Albertine seit Metz an Keuchhusten litt, belastete zusätzlich Germaines Gemüt.

Anfang November 1803 traf sie über Homburg in Frankfurt ein. Die Reichsstadt mit ihren Giebeldächern und verwinkelten Strassen kam Germaine noch ganz mittelalterlich, geradezu faustisch, vor. Die Menschen wirkten schwerfällig, bemerkte sie. Immerhin konnte sie hier Goethes Mutter die Aufwartung machen, die über den Besuch der eloquenten *parisienne* ziemlich erschrocken war. Aber das Ziel war Weimar, das «deutsche Athen». Das Städtchen lag im Herzogtum



Zentrum des europäischen Geisteslebens: Schloss Coppet am Genfersee.

Sachsen-Weimar-Eisenach, in einem jener Zwergstaaten, die das Deutsche Reich zu einem Flickenteppich machten. Den Grundstein für den Aufstieg zur deutschen Kulturhauptstadt hatte einst die Herzoginmutter Anna Amalia gelegt, als sie die Herrschaft für ihren unmündigen Sohn Carl August ausübte und den Schriftsteller Christoph Martin Wieland als Prinzenzieher berief. Im Jahr 1775 wurde Goethe als Gefährte des achtzehnjährigen Herzogs engagiert. Später kamen auch Herder und Schiller nach Weimar – ein Cluster entstand.

Endlich in Weimar

Am 13. Dezember 1803 traf Germaine endlich im ersehnten Weimar ein. Das «deutsche Athen» machte keinen grossartigen Eindruck. Das Städtchen zählte etwa 6000 Einwohner. Die Häuser waren mit Stroh oder Schindeln bedeckt, es gab keine Strassenpflasterung und nachts keine Beleuchtung. Aber Germaine war ein Star; ihre Reise wurde, wie heute die Welt-

Sie war ein Star; ihre Reise wurde, wie die Tournee eines Pop-Idols, in ganz Deutschland verfolgt.

tournee eines Pop-Idols, in ganz Deutschland verfolgt. Und so gab sich Weimar grosse Mühe, den prominenten Gast würdig zu empfangen.

Bereits am Folgetag wurde Germaine vom Herzog im Schloss empfangen. Alles, was Rang und Namen hatte, war da – oder fast. Denn Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe hatte sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht, um im nahen Jena ungestört seiner Arbeit nachgehen zu können. Und Herder lag auf dem Sterbebett.

Immerhin war Schiller in Galauniform erschienen. Er fühlte sich jedoch unwohl und hatte das Gefühl, seine wertvolle und knappe Zeit zu vergeuden: Lieber hätte er an seinem Schauspiel über Wilhelm Tell gearbeitet. Auch war er gesundheitlich sehr angeschlagen (er starb im Mai 1805). Schliesslich sprach Schiller nicht sehr gut Französisch. Jedenfalls gab er sich so steif, dass Germaine ihn für einen typischen deutschen General hielt.

Zum Glück war der siebzjährige Wieland da, Vertreter einer Rokoko-Generation, die in der Kunst der geistreichen und frivolen Konversation à la française Übung hatte. Er machte der berühmten Frau aus Paris artige Komplimente und rettete den Abend.

Germaine konnte sich auch in der Folge nicht über mangelnde Gastfreundschaft beklagen. Jeden Abend wurde sie zum Souper bei der Herzoginmutter geladen. Ihren Sohn Albert gab sie in ein Pensionat, damit er Deutsch lernte. Nur Goethe wollte anfangs partout nicht auftauchen. Erst gegen Weihnachten geruhte er zu kommen. Den Weihnachtsabend verbrachte Germaine mit Goethe und Benjamin Constant in reichlich steifer Atmosphäre. Madame war etwas enttäuscht: Ihr Idol hatte sich zum feierlichen und auch etwas korpulenten Geheimrat gewandelt. So hatte sie sich den Autor des «Werther» nicht vorgestellt!

In den nächsten Tagen kam man sich jedoch näher. Dann fuhr Goethe nach Jena zurück und überliess seinen Dichterfreund Schiller dem Schicksal. Dieser schrieb Anfang Januar

1804 erschrocken nach Jena, Madame de Staël wolle noch mehrere Wochen bleiben. Am 1. März reiste sie schliesslich doch ab – zu Schillers Erleichterung. Aber irgendwie mochte er inzwischen die Dame. Jedenfalls schrieb er kurz darauf an Goethe, Madame de Staël sei das beweglichste, streitfertigste und redseligste, doch auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, das ihm je untergekommen sei.

Schreckliche Nachricht

Von Weimar fuhr der Staël-Tross nach Leipzig, wo sich Benjamin Constant verabschiedete, und hierauf nach Berlin. Für Germaine begannen ruhelose Tage. Zuerst bekam sie einen grossen Empfang durch den König von Preussen, Friedrich Wilhelm III., und Königin Luise. Danach reihte sich Empfang an Empfang. Doch dieser Tanz auf dem diplomatischen Parkett amüsierte die Literatin nicht, und das militärische Berlin schien ihr von gähnender Langeweile. Auch eine Begegnung mit dem Philosophen Johann Fichte brachte wenig Abwechslung. Mit dem ihr eigenen Esprit kommentierte sie: «Die Denker sind dem Irdischen entrückt, auf Erden findet man nur Grenadiere.»

Aber eine wichtige Bekanntschaft machte sie in Berlin, nämlich mit dem genialischen Literaturkritiker, Übersetzer und Sprachforscher August Wilhelm Schlegel. Germaine war von ihm so begeistert, dass sie ihm gleich vorschlug, Hauslehrer bei ihr zu werden. Der Jenaer Kreis, dem er zugehörte, hatte sich mehr oder weniger aufgelöst, und Schlegel brauchte einen Tapetenwechsel. Kurzerhand nahm er Germanes Angebot an. Der Deutsche hoffte auf eine gutbezahlte und sichere Stelle in der Eidgenossenschaft und vielleicht auch auf einen Platz im Bett der Hausherrin. Das Erste sollte er bekommen, das Zweite nicht.

Im Haus der Prinzessin Radziwill bekam Germaine Mitte April die Kuriernachricht, dass ihr Vater schwer erkrankt sei. In Wirklichkeit war er bereits seit acht Tagen tot, aber der Kurier brauchte damals über eine Woche von Coppet nach Berlin. Angsterfüllt brach Germaine nach Weimar auf. Hier erfuhr sie die traurige Wahrheit. Der treue Benjamin Constant war angereist, um seiner Freundin beizustehen. Gemeinsam kehrten sie nach Coppet zurück. Hier brach Germaine zusammen. Sie war jetzt fabelhaft reich und frei – und verwaist und verzweifelt.

Monte Verità am Genfersee

Als sich die Lebensgeister nach langer Trauer wieder regten, machte Germaine das, was ihr immer am besten tat: reisen, lieben und schreiben. Sie fuhr im Sommer 1805 mit ihrem immer noch hoffnungsvoll, aber erfolglos schmachtenden Schlegel auf eine lange Italienreise, wo



Stürmische Liebschaft: Benjamin Constant.

sie mit alten Bekannten – unter anderen den Humboldts – lange Gespräche führte und sich in neue Liebschaften stürzte.

Der «Empereur» schlägt zu

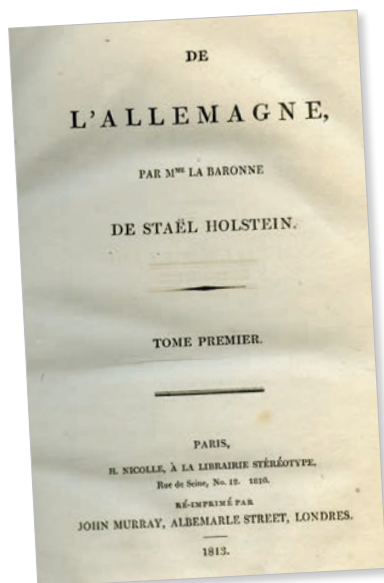
Nach ihrer Rückkehr trommelte sie ihre Freunde in Coppet zusammen und scharfte eine Gruppe von Schriftstellern, Wissenschaftlern und Künstlern um sich, die hier monatelang in einer Art Intellektuellen-WG zusammenlebten: Monte Verità am Genfersee. Man arbeitete, man vergnügte sich, man las sich vor und korrigierte sich. Und man flirtete heftig, und mehr. Eifersuchtsdramen spielten sich ab, auch Liebeskomödien. Realität und Fiktion verflossen ineinander. Und all dies wurde aus Germaines grossem Vermögen grosszügig finanziert. Eine Zeitlang bildete Coppet das Zentrum des europäischen Geisteslebens und der liberalen Opposition gegen die napoleonische Herrschaft. 1807 fuhr Germaine nochmals – erneut mit Schlegel – in deutschsprachiges Gebiet. In Wien, wo sie sich mehrere Monate aufhielt, verliebte sie sich in einen österreichischen Offizier irischer Abkunft, der ihre Liebe nicht erwiderte. Dann fuhr sie nochmals nach Weimar. Erneut war Goethe nicht da; er kurte gerade in Karlsbad und machte keine Anstalten, die Kur seiner Freundin wegen abzubrechen.

Dann folgten nochmals einige Sommer in Coppet mit ihren Freunden, unter die sich auch bunte Hunde mischten. Dazu gehörten beispielsweise die Mystikerin Juliane von Krüdenner oder der Exzentriker Zacharias Werner, der Gott als den grossen Hermaphroditen verehrte. Im September 1810 war Germaine endlich mit der Niederschrift ihres Werks «De l'Allemagne» fertig. Es war ein ausuferndes Riesenwerk, mit fast schon enzyklopädischem Anspruch. Es nahm vor allem die deutsche Literatur und in

Die Autorin zeichnete Deutschland als das Land der Innerlichkeit, der Dichter und Denker.

geringerem Mass auch die Philosophie in den Fokus und bot auch interessante Einsichten in die deutsche Geschichte und Mentalität. Die Autorin zeichnete Deutschland vor allem als das Land der Innerlichkeit, der Dichter und Denker. Und vor allem sah sie in Deutschland eine Kontrastfolie zu Frankreich. Hinter dem Lob für die deutsche Kultur versteckte sich immer auch Kritik an den französischen Verhältnissen.

Germaine mochte wohl gehofft haben, mit diesem Werk ihr Comeback im literarischen Paris zu geben, doch dann kam der Hammer. Im September 1810 teilte Polizeiminister Savary ihr mit, dass das Buch auf kaiserliche Weisung verboten werde: «Ihr Werk zeugt durchaus nicht von französischer Gesinnung.» Schlimmer noch: Die bereits gedruckten 10 000 Exemplare würden eingestampft. Der Kaiser verstand ihre Eloge für die deutsche Kultur auch als Manifest gegen den napoleonischen Imperialismus und hatte dabei nicht einmal unrecht. Jedenfalls sah er jetzt eine Gelegenheit, um sich endgültig dieser lästigen Feindin zu entledigen. Germaine erhielt den Befehl, Frankreich inner-



Einsichten in die deutsche Geschichte und Mentalität: «De l'Allemagne».

halb dreier Tage zu verlassen, entweder in Richtung Amerika oder nach Coppet. Sie entschied sich für Coppet.

Hier hatte sie Hausarrest: «Coppet ist ein Grab, wo man Post empfangen kann.» Sie verliebte sich nochmals, und zwar in den «bildschönen» und kriegsversehrten jungen Offizier namens John Rocca. Im April 1812 wurde sie mit 46 Jahren nochmals Mutter; der kleine Louis-Alphonse kam in einer Pfarrersfamilie unter. Im Mai gelang Germaine die Flucht aus Coppet.

Über Innsbruck, Wien, Moskau und Stockholm reiste sie unter abenteuerlichen Bedingungen und von Napoleons Spitzeln beobachtet nach London, wo «De l'Allemagne» im Sommer 1813 endlich erscheinen konnte. Denn zum Glück hatte Germaine zwei Abschriften vor den Schergen verbergen und Schlegel eine nach Wien schmuggeln können.

Nach drei Tagen war das Buch ausverkauft. Eine deutsche und eine englische Version folgten. Der Erfolg bei der Kritik hielt sich vorerst in Grenzen. Die Franzosen waren vorderhand nur beschränkt bereit, sich für die deutsche Kultur zu begeistern. Und die deutschen Kritiker – unter anderen der Schriftsteller Jean Paul – warfen Germaine vor, ein einseitiges und von Stereotypen geprägtes Bild ihrer Kultur gemalt zu haben. Das Buch erschien auch nicht zum besten Zeitpunkt. Preussen schickte sich gerade an, den Freiheitskrieg gegen die Franzosen auszurufen. Da wirkte das Lob der deutschen Innerlichkeit nicht ganz zeitgemäss. Immerhin zeigte sich Goethe milder und legte ein gutes Wort für seine unbequeme, aber geistreiche Freundin ein.

Auf diesen publizistischen Sieg über ihren Widersacher Napoleon hin erlebte Germaine auch dessen Untergang. Nach Waterloo durfte sie endgültig in ihr geliebtes Paris zurückkehren. Danach fuhr sie nach Coppet, wo sie ihren Geliebten John Rocca heiratete. Doch das Eheglück dauerte nicht lange. Am 21. Fe-

Nach Waterloo durfte sie endgültig in ihr geliebtes Paris zurückkehren.

bruar 1817 erlitt Germaine in Paris eine Hirn-attacke und war danach halbseitig gelähmt, am 14. Juli verstarb sie in Coppet. Im Januar 1818 folgte ihr John ins Grab nach.

Langzeitwirkung

Das Buch «De l'Allemagne» aber überlebte und entwickelte eine grosse Wirkung, vor allem in Frankreich. In den 1820er und 1830er Jahren erreichte der Einfluss des Buchs einen Höhepunkt. Eine ganze romantische Schriftstellergeneration – Victor Hugo, Alphonse de Lamartine, Alfred de Musset, François-René de Chateaubriand – liess sich von ihr inspirieren. Auch Charles Gounods «Faust»-Oper wäre ohne de Staëls Vermittlungsarbeit undenkbar. Auch Verdi («Don Carlos») und Gioachino Rossini («Il viaggio a Reims») wurden von Germaine zu Opern inspiriert. Das Bild Deutschlands als Land der Dichter und Denker blieb in Frankreich bis heute lebendig und hat mitgeholfen, dass nach finsternen Perioden der deutsch-französischen Beziehungen immer wieder Phasen der Annäherung und Versöhnung folgten.

Bei aller Beschränktheit war das Buch ein epochaler Brückenbau zwischen zwei Kulturen, ein grossartiger Akt der interkulturellen Mediation. Die Tatsache, dass eine Französin mit schweizerischem Migrationshintergrund ihn vollbrachte, ist erfreulich, aber auch verpflichtend: Das schöne Wort von der «Helvetia mediatrix» darf kein leeres Schlagwort bleiben.

Weiterführende Lektüre:

Zu Germaine de Staël gibt es erfreulicherweise eine schöne und einfühlsame Biografie in deutscher Sprache: Appel Sabine, Madame de Staël, Kaiserin des Geistes, C. H. Beck, München 2011.

Lesenswert auch: Fontana Biancamaria, Germaine de Staël, A Political Portrait, Princeton University Press, Princeton and Oxford 2016.

Zu den deutsch-französischen Beziehungen lese man: Mühler Günter, Beste Feinde. Frankreich und Deutschland – Geschichte einer Leidenschaft. wbg-Theiss, Darmstadt 2022.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Peter Schickele
war ein Unikum:
Er erhob den
musikalischen Scherz
zur Kunstform.
Wolfgang Koydl,
Seite 46



All die Gespräche, all dieses Wohlgefühl.

Pierre-Auguste Renoir, *La fin du déjeuner*, 1879 – Wie lange ist das her, dass die Kultur des Mittagessens ihre Schönheit verlor und abmagerte, fast bis auf die Knochen? Zwei, drei Jahrzehnte? All die Mittagessen mit Wein, üppig gefüllten Tellern, Gesprächen, mit Kaffee und einem Digestif, einer Zigarette. All die Mittagessen, die nicht gejagt wurden von der Zeit, den Stempeluhren. All die Gespräche, all dieses Wohlgefühl, im Gaumen, im Bauch, in der Seele.

Müesli, Salat und Sandwich haben das verführerische Mahl in die Erinnerung verdrängt. Es wird kaum mehr gegessen über Mittag, eher verschlungen, vor dem Handy, dem Computer, es ist im Grunde eine kleine Tragödie. Kaum einer noch stiehlt dem Tag die Stunden um die Mittagszeit, lässt sich treiben und verführen von Speis und Trank und sich, leicht und schwer zugleich und mit einer wohligen Nonchalance, in den Nachmittag fallen. Gelegentlich haben die Anforderungen des Fortschritts und sein Effizienzgetue einen hohen Preis.

Pierre-Auguste Renoir (1841–1919) gilt als der Maler des Glücks, jenes Glücks, das er vielmehr träumen als leben konnte. Er fand nie seinen Platz, steckte fest zwischen den Dingen; für die Bourgeoisie war er zu unkonventionell, für die Bohème zu spiessig. Das ist nicht wirklich eine Tragödie, das passiert fast allen Menschen, es ist nur ein bisschen tragisch vielleicht.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als das Glück zu malen, das Fließen des Menschen hin vom Ich zum Wir, das Schaffen gemeinsamer Momente einer existenziellen Souplesse, die den Speicher der Erinnerung noch lange füllt. Renoir war der Maler des Genusses, und Genuss braucht die Fähigkeit, gelegentlich jene Ketten zu sprengen, die uns anbinden an das unermüdliche Mahlwerk der Welt. Schafft der Mensch das nicht, bleibt er auf ewig ein Gefangener der Zeit, wandelt zusehends freudlos mal in der einen, mal in der anderen Welt. *Michael Bahnerth*

Die rebellische Israelin

Wie die Bestsellerautorin Zeruya Shalev mit dem Nahostkonflikt umgeht – und warum sie ihn nicht mehr aus ihren Werken verbannt.

Pierre Heumann

Zeruya Shalev: Nicht ich.
Berlin Verlag, 208 S., Fr. 33.90

Es sei schwer, mitten im Krieg von Israel wegzugehen, schrieb mir Zeruya Shalev vor ihrer Abreise nach Deutschland. Sie hoffe, dass die Dinge besser würden, «aber das wird erst möglich sein, wenn Bibi raus ist».

Inzwischen ist die Bestsellerautorin wieder zurück in Haifa. Während mehr als zwei Wochen hatte sie im Februar Interviews gegeben und zu Leseabenden empfangen. Sie trat unter anderem in Zürich, St. Gallen, Basel, Frankfurt a. M., München, Berlin, Stuttgart und Hamburg auf, war in der *NZZ*, in der *FAZ* oder in der *Süddeutschen* mit Interviews präsent sowie in TV-Sendungen wie «Kulturzeit». Anlass ihres Marathons war die Neuveröffentlichung ihres Erstlingsromans «Nicht ich», den sie vor dreissig Jahren geschrieben hatte.

Sehnsucht nach der grossen Liebe

Das Buch wurde damals in Israel schlecht aufgenommen, was sie kränkte. Sie weigerte sich, es übersetzen zu lassen. Jetzt habe sie sich aber in «Nicht ich» neu verliebt, sagt sie. Sie könne dessen «feministische Kraft» erkennen. Ihre Heldin rebelliert dagegen, dass sie als Mut-

Sie sei stark in Israel verwurzelt, habe sich aber zu universellen Themen hingezogen gefühlt.

ter auf vieles verzichten müsse. Was mitunter zu absurden Szenen führt. So übergibt sie vor der Scheidung ihre Gebärmutter ihrem Noch-Ehemann, damit nicht sie, sondern er die Last des Mutterwerdens und Mutterseins tragen müsse.

Vergleicht man Shalevs aufwieglerisches Debütwerk mit ihren späteren Büchern, stellt man überraschende Entwicklungen fest. In ihren frühen Romanen hatte sich Shalev politisch nicht geoutet. Grosse Themen der israelischen Literatur, den Konflikt mit den Palästinensern etwa



Liebe, Sex und Besessenheit ohne Grenzen: Autorin Shalev.

oder den Holocaust, klammerte sie bewusst aus. «Die Literatur war mir zu wichtig», sagt Shalev, «um sie mit Politik zu beschmutzen.» Ihre von emotionaler Tiefe gezeichneten Romane drehten sich anfänglich ausschliesslich um die Sehnsucht nach der grossen Liebe, der stets etwas Zerstörerisches und Obsessives innewohnte.

Ihre Helden – zum Beispiel im Roman «Liebesleben» – bewegten sich auf einer Bühne, die nicht erkennen liess, ob sich die Handlung in Tel Aviv, Zürich oder New York abspielt. Als Geografie wählte sie stattdessen den «Seelenraum». Liebe, Sex und Besessenheit würden keine Grenzen kennen. Fragen des israelischen Alltags mit seinen Bombenanschlägen, Unsicherheiten und

Den Durchbruch im deutschsprachigen Raum verdankt sie Marcel Reich-Ranicki.

Konfrontationen mit Palästinensern sparte Shalev aus. Sie sei zwar stark in Israel verwurzelt, habe sich aber zu universellen Themen hingezogen gefühlt: Emotionen, Beziehungen, Liebe, die Kunst der Sprache.

Um die raue israelische Wirklichkeit nicht in ihr Schaffen eindringen zu lassen, baute sie anfänglich eine Art Mauer. «Es war wie eine Revolte gegen die Realität.» Sie habe nicht gewusst, wie sich ihre literarischen Motive mit der Politik vereinbaren liessen, und wollte vom Geschehen ringsum nicht aufgezehrt werden. «Die Mauer war eine Art Schutz für mich.» Dem israelisch-palästinensischen Konflikt gewährte sie keinen Zutritt in ihre Literatur; sie wollte verhindern, dass er in ihre Romane eindringt und sie erobert.

Die Angst vor der Berührung ihres Schaffens mit der Politik veränderte sich schlagartig 2004, als Shalev bei einem Terroranschlag in Jerusalem schwer verletzt wurde. Nachdem sie ihren Sohn zur Schule gebracht hatte, ging sie auf dem Rückweg an einem Autobus vorbei, der von einem Selbstmordattentäter in die Luft gesprengt wurde. Zehn Menschen starben. Sie wurde durch die Druckwelle auf den Boden geworfen und musste ihr Knie operieren lassen. Mehrere Monate dauerte es bis zur Genesung. «Danach konnte ich nicht anders, als in meinen Romanen auf unsere Realität einzugehen», sagt sie.

Der Prozess, den sie seither durchgemacht hat, rücke sie in die Nähe eines Amos Oz, meint Yigal Schwartz, der das Institut für jüdische und israelische Literatur an der Ben-Gurion-Universität des Negev gegründet hat und mehrere ihrer Bücher lektorierte. Sie wurden in fast dreissig Sprachen übersetzt, unter anderem auf Chinesisch, Ukrainisch, Japanisch und Polnisch publiziert. Shalev weicht der politischen Realität nicht mehr aus. In ihren Romanen kommen

jetzt Juden und Palästinenser vor, ideologische Gegensätze zwischen «links» und «rechts» werden thematisiert. «Sie spielt nicht nur intime und private Themen aus, sondern auch politische», sagt Schwartz. Sie wolle ausdrücken und reflektieren, was rings um sie passiere.

Jucken in den Fingern

Deutlich wird das im Roman «Schicksal», in dem eine Familiengeschichte mit dem politischen Konflikt Israels eng verknüpft ist. Das Buch handelt von zwei jüdischen Frauen, die eine neunzig, die andere fünfzig Jahre alt, es geht neben Themen wie Liebe oder Partnerschaft um die innerjüdischen Konflikte vor und nach der Gründung des Staates Israel, wobei die unterschiedlichen Narrative und Erinnerungen der Protagonisten aufeinanderprallen.

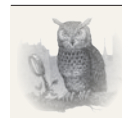
Den Durchbruch im deutschsprachigen Raum verdankt die Israelin Marcel Reich-Ranicki, der sie im Sommer 2000 quasi über Nacht zum Star machte. Im «Literarischen Quartett» pries er ihr Werk «Liebesleben» als «aufregendes Buch» von «erstaunlicher Intensität und Intelligenz». Shalev sei eine «unerhört suggestive Erzählerin», die ihr Handwerk beherrsche. Ihr Buch gehöre zu den besten Romanen, die er in diesem Jahr gelesen habe.

Im Vorwort zu ihrem ersten Roman, «Nicht ich», gewährt Zeruya Shalev dem Leser Einblick in ihre Art zu schreiben. Es sei ein Prozess, der mit dem ihr vertrauten Jucken in den Fingern beginne, jener Anspannung, die die Wörter erzeugen, wenn sie sich zusammenfänden. Dann gebe sie sich mit Neugierde und Schmerzen den Figuren hin, die aus ihr herauschreien würden.

Während sie «Liebesleben» schrieb, wurde sie von ihrer Tochter dabei ertappt, wie sie über der Tastatur sass und weinte. Als sich die Tochter sorgte, versicherte sie ihr, es sei alles in Ordnung – aber eine der Figuren in ihrer Erzählung leide. Sie müsse diese Qual durchmachen, um zu verstehen, was mit dem Geschöpf passiere.

Wenn sie mit dem Schreiben beginne, habe sie keinen Plan, wie der Roman verlaufen werde, sagt Shalev. Die Helden entwickelten sich parallel zur Entstehung der Erzählung. Der kreative Prozess habe etwas «Mysteriöses», meint sie. Sie höre den Figuren zu, sie tue das, was sie von ihr verlangten. Das klinge entweder wie ein Fall für den Psychiater oder wie Hexerei, werfe ich ein. Sie lacht. Der Plot, erklärt sie, entwickle sich von innen heraus. Das sei mitunter mit Schmerzen verbunden.

Shalev verfügt über viel Empathie. Als sie ihren Armeedienst als Sozialarbeiterin absolvierte, musste sie einsehen, dass sie eine totale Fehlbesetzung war. Statt den Soldaten zu helfen, mit ihren Nöten zurechtzukommen, identifizierte sie sich mit den Problemen der Soldaten, die zu ihr in die Sprechstunde kamen, so



Wer von Friedens-Strategie spricht, hat den Frieden schon verraten.

Kurt Steinmann

stark, dass sie auch schon mal zu weinen begann – und von ihren «Patienten» getröstet werden musste. Diese Fähigkeit zur Identifikation, sagt sie vierzig Jahre später, sei ihr beim Schreiben geblieben – was sie als notwendig betrachte.

Die 64-Jährige hat nicht nur die Mauer gegenüber der harten israelischen Realität abgebaut, sondern auch ihre Ausdrucksformen verändert. In jüngeren Jahren verfasste sie Gedichte, jetzt pflegt sie eine lyrische Prosa. Dass ihre Sätze auffallend lang und verschachtelt sind, erklärt sie damit, dass «ich so schreibe, wie man denkt». Die Bandwurmkonstruktionen sind zwar etwas kürzer geworden. Unverändert ist aber, dass Shalevs Sprache durchtränkt ist von sanften biblischen Anspielungen. Sie sei in einer säkularen Familie aufgewachsen, doch ihr Vater habe ihr statt der gängigen Märchen als Gutenachtgeschichten aus dem Alten Testament vorgelesen, was sie geprägt habe. Nach der Armee schloss sie mit einem Master in Bibelwissenschaften ab.

Krieg und Schreibblockade

Ihren Arbeitsstil hat sie verändert. Statt sich von den Romanhelden treiben zu lassen, gehe sie jetzt systematisch vor und überlege sich den Plot, bevor sie mit dem Schreiben beginne. Für ihren achten Roman – er soll von einer Richterin und ihren Konflikten handeln –, an dem sie vor dem 7. Oktober arbeitete, habe sie vor Beginn des Schreibens recherchiert statt wie bisher danach. Das erspare ihr viel Korrekturarbeit.

Aber seit dem 7. Oktober habe sie «kein Wort Literatur mehr geschrieben». Das bisher vorliegende, rund zwanzig Seiten starke Manuskript möge sie sich nicht einmal anschauen. Sie wisse nicht, ob sie je daran weiterarbeiten werde. Der Krieg bewirke bei ihr eine Schreibblockade.

Jetzt hält sie Vorträge über die Lage Israels, warnt in Meinungsartikeln vor Extremisten in ihrem Land und unterstützt an Demonstrationen die Forderung nach Neuwahlen. Daneben backt sie vegane Kuchen für Soldaten, die im Gazastreifen kämpfen.

Weil sie, Krieg hin oder her, weiterhin an die Koexistenz mit den Palästinensern glaubt, hatte sie als Treffpunkt für unser Gespräch das Café «Rola» beim Hafen von Haifa vorgeschlagen, das von einer Araberin geleitet wird. Shalev ist dort Stammgast. Um ein Haar hätte das Gespräch allerdings verschoben werden müssen. Am Morgen unseres vereinbarten Treffens war in der Stadt Safed, eine Autostunde von Haifa entfernt, ein Raketenhagel der Hisbollah niedergegangen und hatte eine junge Frau getötet. Die Geschosse, so Shalev, hätten genauso gut in Haifa einschlagen können.

6000 Jahre Engadin

Pascal Morché

Karsten Plöger: Das Engadin. Biografie einer Landschaft. Hier und Jetzt. 250 S., Fr. 42.90

Der Untertitel gibt zu denken: «Biografie einer Landschaft». Hier versteht ein Autor das Sujet seiner Betrachtungen und seines Schreibens als etwas Lebendes, also als sich veränderndes und stets verändertes «Leben». Nun, pantarhei, alles fließt, so wie der Inn, der dieser einzigartigen Kulturlandschaft von Maloja bis Martina seinen Namen gab: Engadin. «Die Aneignung dieser eisgeborenen Landschaft begann mit den Steinäxten des vierten vorchristlichen Jahrtausends und setzt sich fort mit den Glasfaserkabeln des dritten nachchristlichen», so der Autor und Historiker Karsten Plöger.

Die Zeit zwischen Steinaxt und Glasfaserkabel hat Plöger hier auf 319 Seiten abgebildet, die auf den neuesten Forschungen basieren, sich auf die aktuellsten Statistiken stützen und eine wahre Herkulesaufgabe an Quellen-

Hier ist eher ein Fachbuch entstanden denn ein lebendiges Werk für Engadin-Fans.

studien ahnen lassen. Den Autor interessieren weniger Jetset und Luxustourismus des Engadins – gleichwohl auch die natürlich erwähnt werden, allerdings erst, wenn der Leser nach 237 Seiten in den «Ironien der Moderne» angekommen ist: «Im Dreieck Maloja–Samedan–Pontresina bildete sich eine im Rhythmus der Saisons fluktuierende Parallelgesellschaft»; 1860 bis 1914 war das. Stefan Zweig nannte sie «Brüderschaft der Sorglosen» und das Engadin «eine Oase im Zeitalter des nationalistischen Imperialismus». (Vielleicht müsste man heute nur das Wort «nationalistisch» um die Vorsilbe «inter» erweitern?)

Erste Gesamtdarstellung

Vielmehr als von «Sorglosen» erzählt Karsten Plöger aber von den Menschen, die in vielen Jahrhunderten zuvor den «Lebens-, Grenz- und Durchgangsraum» Engadin nutzbar und belebbar machten: Bauern und Hirten, Säumer und Schäfer, Zuckerbäcker, Adelige, Söldner ... Plöger interessiert sich für die historischen, politischen, gesellschaftlichen, vor allem aber für die ökonomischen und ökologischen Veränderungen des Engadins in 6000 Jahren und die sich jeweils daraus ergebenden Sozialstrukturen. Er bezieht die Verflechtung dieses Hochtals mit seinen alpinen Nachbarregionen ein, legt einen Schwer-



Lebende Kulturlandschaft: Maloja mit dem Hotel Kursaal um 1900.

punkt auf die Wandlungen des Klimas in der Region und richtet stets sein Augenmerk auf «alte und neue Infrastrukturen: Verkehr, Energie, Kommunikation» – wobei er die unterschiedliche Entwicklung von Ober- und Unterengadin beschreibt.

Karsten Plöger berichtet vom Rückzugsraum des Rätoromanischen im Mittelalter bis zu den Palasthotels der Belle Epoque. Immer kommen dabei grosse Engadin-Chronisten wie der Reformator Ulrich Campell (1510–1582) oder der Silser Schmied Paul Robbi (1759–1847) ebenso zu Wort wie der «Urvater der Engadinbegeisterung» (und -verklärung), der englische Reiseschriftsteller William Coxe (1748–1828). Wir lernen, dass die ersten elektrischen Lampen in der Schweiz am 18. Juli 1879 im Speisesaal des Hotels «Engadiner Kulm» in St. Moritz brannten. Ja, sogar das Tiefbauamt Graubünden wird als Quelle bemüht, und vom Geoportal der kantonalen Verwaltung erfahren wir die Anzahl der Gerstenfelder bei Zernez und Sils im Jahr 2023. Karsten Plögers Landschaftsbiografie

kann wirklich als die erste Gesamtdarstellung zur Geschichte des Engadins gelesen, ja gefeiert werden!

Dieser wahrhaft immense und mit offensichtlich grösster Akribie zusammengetragene Informationsgehalt der Engadin-Biografie geht zu Lasten der Lebendigkeit in der Darstellung. Die Sinnlichkeit der Landschaft findet leider nicht auch ihre Entsprechung in einer sinnlichen und emotionalen Beschreibung. Hier ist eher ein Fachbuch, eine fehlerfreie Dissertation entstanden denn ein lebendiges Werk für Engadin-Fans und ein breites Publikum.

Dennoch wird jeder, der das Engadin liebt und sich für dessen «Leben» interessiert, in diesem Buch reichlich Ertrag finden und aus ihm Nutzen ziehen können. Die Biografie des Autors scheint übrigens ähnlich vielschichtig wie jene des Engadins: Karsten Plöger stammt aus dem hohen Norden Deutschlands, aus Kiel, er war lange Jahre Lehrer am Lyceum Alpinum in Zuoz (Erweckungserlebnis Engadin?), lebt heute in Wien und leitet ein Internat in Thüringen.



Gnadenloser Höllenritt

Cora Stephan

Joy Williams: In der Gnade.
Aus dem Englischen von Julia Wolf.
DTV. 336 S., Fr. 35.90

Die siebenjährige Kate ist ein kluges, ein altkluges Kind, spricht in ganzen Sätzen und kann lange Passagen aus der Bibel aufsagen. «Es gab nichts, worüber ich nicht ohne jegliche Anteilnahme sprechen konnte», denkt sie später. «Meine Kindheit war wirklich ein Meisterwerk.»

«Sound of the seventies»

Mit ihrem Vater, dem Reverend Jason Jackson, lebt sie auf einer Insel im Meer, in einem Pfarrhaus an der Küste, und sagt Sätze wie «Ein vollmundiger Rotwein schadet nie beim Kochen».

Samstags tanzen sie und ihr Vater im Zimmer oben, das Mittagessen fällt meistens aus, denn sie und ihr Daddy «versuchen, die Zeit sinnvoller zu nutzen. Wir unterhalten uns lieber.»

Die Nachbarn finden das altkluge Kind unheimlich. Sie meinen, ihr Geplapper sei etwas «Ketzerisches», das Kind habe etwas Krankes, Dunkles an sich, es sei vom «Hauch des geweihten Verbrechens» umgeben. Kate hat nur noch ihren Vater, ihre Schwester ist bei einem Unfall gestorben, die Mutter, im siebten Monat schwanger, im Bett. War die nicht einst eine so lebenslustige Frau? Was hatte sie so krank-, so verhärtet gemacht? Warum kam sie zum Schluss nur noch nachts aus dem Zimmer?

Und warum ist aus dem kleinen Mädchen eine irrlichternde Frau geworden, der das Leben nichts bedeutet? Weil ihre Mutter ihr nach dem Tod der Schwester gesagt hat: «Ich wünschte, es hätte dich getroffen»? Oder weil Daddy sie von Geburt an vereinnahmt hat?

Rabenschwarze Gedanken

Der Debütroman von Joy Williams wurde 1973 in den USA veröffentlicht, als sie noch nicht dreissig war. «State of Grace» war für den National Book Award nominiert und unterlag nur Thomas Pynchons «Gravity's Rainbow». Auch bei Williams spürt man den *sound of the seventies*, das Verrätselte, das Schreiben im Stream of Consciousness. Das macht die Lektüre nicht ganz leicht. Umso mehr ist die Leistung Julia Wolfs zu loben und zu rühmen, die das Buch hervorragend übersetzt hat, das zu Williams' 80. Geburtstag bei DTV erschienen ist.

Es ist eine Herausforderung, sich im Inneren der erwachsenen Kate aufzuhalten, und kaum einer wird sich dort wohlfühlen. Als junge Frau ist sie Daddy entflohen – dabei hatte der doch gepredigt: «Wer im Besitz der Wahrheit ist, braucht keine Freiheit.» Und in der Tat: Frei ist sie auch in der Ferne nicht, Daddy hat sich eingenistet in ihr. «Ich will die schreckliche Zumutung loswerden, mich erinnern zu müssen.» Vergebens. Wir ahnen, woran sie sich nicht erinnern will. Aber wir erfahren es nicht.

Sie kellnert, sie arbeitet in einer Eisdiele, wohnt in einem Wohnheim mit nervenden höheren Töchtern – bis sie endlich den weizenblonden Grady trifft, in einem muffigen Kino. Grady lebt in einem Wohnwagen im Wald und am Meer und schraubt an seinem alten Jaguar, den er liebt. Vielleicht liebt er auch Kate, jedenfalls wird sie von ihm schwanger. Wird jetzt alles gut? Grady schwärmt vom Leben, das sie führen werden: ein Baumhaus! Limettenbäume und ein Kräutergarten! Otter als Haustiere, die Fische bringen! Wohlerzogene Kinder! Doch Kate zerstört den Zauber: «Ich habe keine Zukunft», sagt sie.

Womöglich beginnt das Verhängnis, als sie Grady von Daddy erzählt. Kurz darauf fährt Grady seinen Jaguar zu Schrott, sie überlebt,

Grady stirbt im Krankenhaus. Daddy, denkt es in Kate, hat ihn auf dem Gewissen. Dabei hatte sie noch befürchtet, dass Grady erst Daddy töten könnte – und dann sie.

Joy Williams erzählt nicht geradeaus, der Chronologie folgend, sondern vielfach verschränkt. Rabenschwarze Gedanken tropfen

Es ist eine Herausforderung, sich im Inneren der erwachsenen Kate aufzuhalten.

aus beinahe jeder Seite, und selbst die Natur, die sie meisterhaft beschreibt, ist kein Freund: Kate ist umzingelt von verschmutzten Gewässern und giftigem Gras. «Auf lange Sicht ist nichts mit dem Leben vereinbar.»

Wortgewaltig, lyrisch fein, mehr verschleiern denn enthüllend, kunstvoll und brutal: Williams hat ein gewaltiges Arsenal zur Verfügung, aus dem sie schöpft. Wahrscheinlich würde man ihrer Protagonistin heutzutage ein Trauma attestieren, für eine Depression taugen Kates Wahn und ihre Selbstabwertung nicht. Und gut, dass Williams das Offensichtliche nur andeutet, deutlicher braucht es der Leser nicht, den der Schluss nicht wundert, aber überrascht.

Was die Rezensentin angenehm berührt: Williams schreibt keine Agendaliteratur – ob feministisch, klimarettend und/oder naturschützend –, diese nervtötende Prostitution der Schreibkunst, die heute zu grassieren scheint. Der eine oder andere mag sie dafür vereinnahmen, doch sie will Literatur, mit heisser Feder, wie Mark Twain sagt, die «in der Hölle aufgewärmt wurde». «In der Gnade» ist ein gnadenloser Höllenritt.



Mit heisser Feder:
Autorin Williams.

Cash steht für Liebe

Mathias Haehl

Johnny Cash: The Life in Lyrics.
Btb. 384S., Fr. 67.90

«Der Meister des Lebens ist gut zu mir gewesen. Er gab mir Leben und Freude, wo andere nur Vergessen sehen», schrieb Johnny Cash einmal. «Er hat mir Ziele für mein Leben gegeben. Neue Möglichkeiten zum Dienen und alte Wunden zum Heilen. Das Leben und die Liebe gehen weiter. *Let the music play.*»

Johnny Cash (1932–2003) war dankbar und demütig. Als Pastor war er auch gläubig und überdies äusserst eloquent. Vielen ist er einer der grossen Säulenheiligen der Country- wie der Popmusik; und jetzt ist «The Man in Black» *back*. Mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tod erhält er ein Denkmal, das über zwei Kilo

«Selbst der standhafteste Atheist wird zum Gläubigen, wenn Cash den Gospel singt.»

schwer ist: Das grosse und dicke Buch «Johnny Cash: The Life in Lyrics» würdigt seine Lieder und erzählt sein Leben.

Der fünffache Vater hinterliess ein Werk, das auch heute noch strahlt, weil da einer zwischen Gefängnis und Weissem Haus die wichtigsten Menschen traf, sich auf die Seite der Unterdrückten, Benachteiligten und Vergessenen schlug und darüber mehr als 600 Songtexte schrieb. Die er dann in einfache und eingängige Melodien kleidete und damit die Fans mitten im Herz berührte. «Ich trage Schwarz für die Armen und Niedergeschlagenen [...], bis es heller wird, bin ich der *man in black*», sang er.

Verständnis statt Repression

Cashs Songs sind meist geistlich, haben aber eine universelle Botschaft. Die der Liebe. «Cash ist ein echter amerikanischer Held, dabei auf wunderbare, bezaubernde Art stets menschlich», lobte Kris Kristofferson seinen Gesangskollegen. «Selbst der standhafteste Atheist wird zum Gläubigen, wenn Cash den Gospel singt. Nie schien die Sünde greifbarer, die Erlösung notwendiger», ergänzte der Musiker Chris Davis.

125 seiner wichtigsten Liedtexte sind in diesem grossartigen Buch zusammengetragen worden, und die Geschichten dahinter werden erzählt. Es sind persönliche Texte seines Sohnes John Carter Cash, 54, aus der Ehe mit June Carter, Sängerin auch sie. John ist selber Musiker, Produzent und Pastor. Und der Familienhistoriker Mark Stielper ergänzt mit

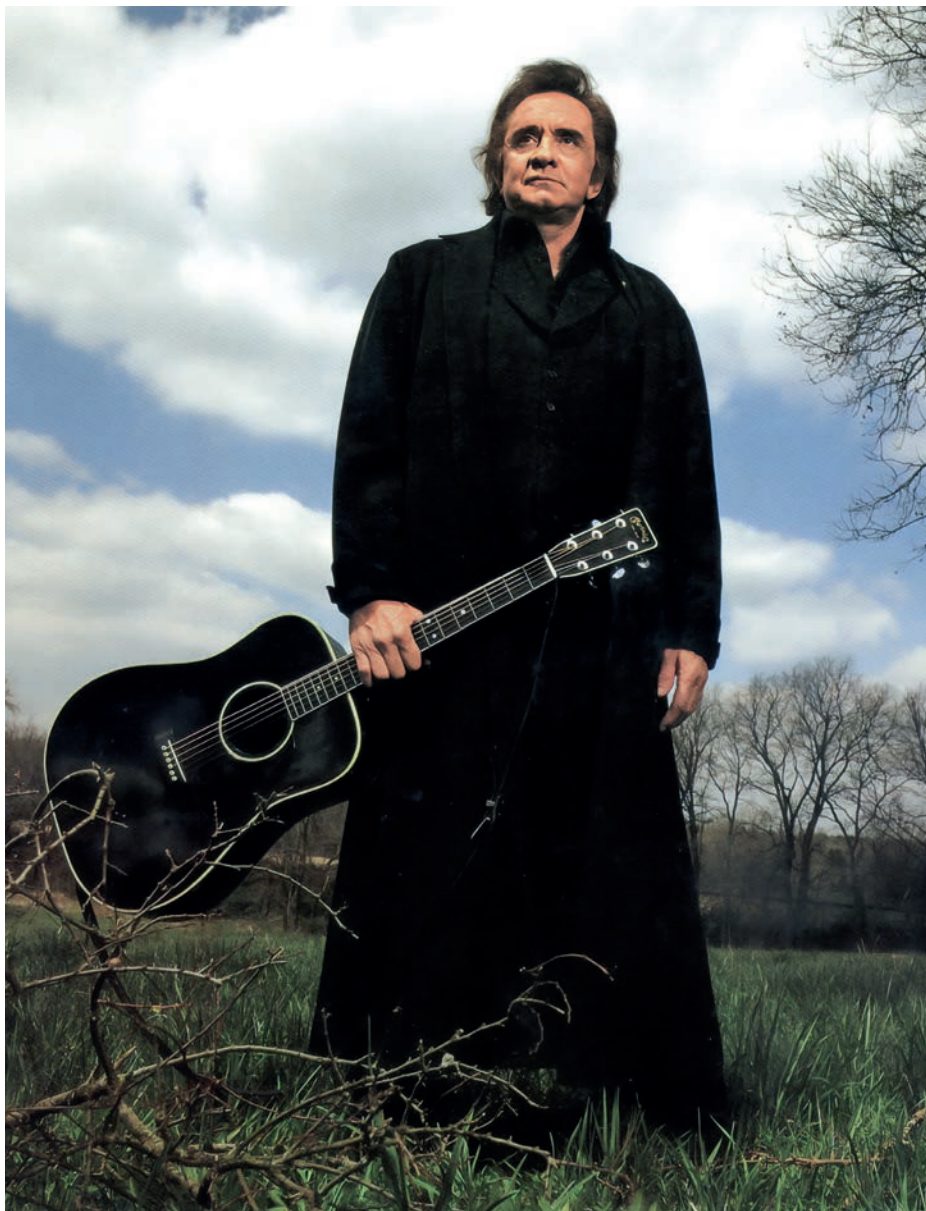
seinen Einblicken das seltene Bild- und Archivmaterial. Sämtliche Lyrics wurden sinnvollerweise in der englischen Originalversion abgedruckt.

Cash war der Sohn armer Baumwollpflanzer in der Wildnis des südlichen Arkansas. Sein Sohn John erinnert sich an Vater Johnny: «Das Leben war hart. Die Musik war von Anfang an eine Kraftquelle, um durchzuhalten und dem Leben Sinn zu geben.» Der Vater bekannte einmal: «Folge deinem Herzen. Das ist es, was ich

ist. Überdies war sein Mitgefühl ein wichtiger Auslöser für seinen Kampf für eine Gefängnisreform, bei der Rehabilitation und Verständnis im Vordergrund stehen sollten anstatt Repression und Strafe.

Das Gute oder das Dunkle

Seine Leidenschaft kannte keine Grenzen: Nach ihrem Tod schrieb Johnny Cash seiner Frau June jeden Tag einen Liebesbrief. Dennoch sei es nicht die grösste Liebe gewesen, sondern



Amerikanischer Held: Country-Legende Cash.

mache. Barmherzigkeit ist etwas, wovon ich eine Menge habe, weil ich in meinem Leben eine Menge Leid durchgemacht habe.»

Deshalb sang er gern für Randständige, Verfluchte und Gefängnisinsassen. Seine Einspielung «Johnny Cash at Folsom Prison» ist für viele Musikfans schlicht das beste Live-Album aller Zeiten, weil Cashs Interaktion mit den Häftlingen elektrisierend dokumentiert

«eine, die Schmerz und Schwierigkeiten aushielt», wie John Carter Cash über den legendären Vater sagt.

«The Man in Black» hatte einen letzten kreativen Höhepunkt am Ende seines Lebens: Mit dem Produzenten Rick Rubin, einem Meister der Reduktion, sass er im Studio, hörte Hunderte fremder Songs durch, und Rubin meinte: «Spiel sie so, wie du die Lieder spürst.» Un-

spektakulär entstand so das meisterliche Spätwerk, die sechs «American Recordings»-CDs von 1994 bis 2010 – ein berührendes Comeback des fast Erblindeten. Sein Sohn Carter Cash: «Ob es Worte der Liebe, des Zorns, des Lobes, des Glaubens, der Reue, der Hoffnung, des Scheiterns oder der Freude waren, sie veränderten das Leben derer, die sie hörten – oftmals für immer.»

«Das Buch kann als eine Art Anleitung dienen, die Menschen zu achten und an das Gute zu glauben», erklärte John Carter Cash im Interview. «Jeder kann jeden Tag selbst entscheiden, ob er das Gute oder das Dunkle sehen will – wie mein Vater.» Wie sagte Johnny Cash doch einmal in stringenter Einfachheit: «Du kannst dich für die Liebe entscheiden. Oder für den Hass.» Cash steht für Liebe.

Paradiesvogel und Erotomane

Walter Hollstein

Günter Erbe: Nicolaus Sombart.
Utopist, Libertin, Dandy. Böhlau.
319 S., Fr. 62.90

Nicolaus Sombart war der Sohn des berühmten Nationalökonomen Werner Sombart; die Familie gehörte zu den besten Kreisen Berlins, residierte im noblen Grunewald und pflegte Bekanntschaften mit den angesehensten Intellektuellen und Künstlern der Epoche. Sombart selber bekannte: «Was ich bin und weiss, verdanke ich der Bibliothek meines Vaters und dem Salon meiner Mutter.» Im Zweiten Weltkrieg diente Sombart als Soldat der Wehrmacht.

Wiewohl seine Familie und er durchaus in geistiger Nähe zum Faschismus waren, schrieb er später: «Hitler hat nicht nur Deutschland zerstört, sondern auch meine rumänische Heimat, nicht nur unser Haus im Grunewald, sondern auch das schöne, weisse Haus am See bei Bukarest.» Nach Kriegsende studierte Sombart unter anderem Kultursoziologie in Heidelberg, Neapel und Paris und wurde bei Alfred Weber – ebenfalls eine edle Adresse im akademischen Leben – promoviert. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts lebte er als freier Schriftsteller und dandyhafte Kunstfigur in Berlin-Wilmersdorf. Dort hielt er von Anfang 1985 bis Mitte 2007 jeden Sonntagnachmittag einen Jour fixe ab.

Extremer Selbstdarsteller

Günter Erbe zeichnet das Leben dieses «Paradiesvogels» – so Sombart über sich selbst – minutiös nach: «Ein Paradiesvogel wie ich ist schwer zu rubrizieren.» Ich bin Sombart in Berlin selber begegnet, von weitem im Grunewald, in der Wilmersdorfer Umlandstrasse, von

etwas näher in der «Paris Bar» in der Kantstrasse und direkt im Garten des Solothurner Soziologen Urs Jaeggi. Das war jeweils durchaus beeindruckend, schon von Sombarts Statur und seinem Habitus her – und gleichzeitig irgendwie auch befremdlich. Er war ein extremer Selbstdarsteller, am Gegenüber in keiner Weise interessiert; die anderen waren nur Publikum für ihn.

Das galt für die meisten seiner Zeitgenossen: für Sartre, Adorno oder Taubes hatte er nur «Gesten der Verachtung» übrig. «Nicolaus Sombart glaubte sich zu Höherem berufen.» Allerdings ohne dieses Ziel zu erreichen: Er wurde weder Diplomat noch Professor und auch kein grosser Literat. Das mochte die Verachtung gegenüber Grösseren noch genährt haben. Vielfach auch gegenüber Frauen, obwohl er einer der grössten Womanizer seiner Epoche war. Zu seiner Widersprüchlichkeit gehört denn auch eine seltsame Überhöhung des weiblichen Geschlechts: «Die Frau ist die Zukunft des Mannes», so der Titel eines Buchs von ihm.

Notorischer Bordellgänger

Seine Erotomanie war zudem von einem unangenehmen Rettungseifer unterlegt. Als notorischer Bordellgänger in Berlin – freilich nur exquisite Adressen wie das «Petit Chalet» – will Sombart die «Mädchen» sozial und intellektuell erhöhen. Er leidet offenbar am «My Fair Lady»-Syndrom: Wie im Musical Professor Higgins die einfache Blumenverkäuferin Eliza Doolittle innert weniger Monate in eine Dame

Für Sartre, Adorno oder Taubes hatte er nur «Gesten der Verachtung» übrig.

verwandelt, führt Sombart die «Mädchen» ins Theater aus, in die Berliner Oper und natürlich in die «Paris Bar». Diese Passagen wirken oft peinlich.

«Nicolaus Sombart schreibt aus der Perspektive eines Herrn, wohl wissend, dass es diesen Herrn eigentlich nicht mehr gibt. Er hat ihn gleichwohl durch Erziehung und frühe Bildungseindrücke in sich aufgenommen und ist entschlossen, diesen Habitus um jeden Preis zu kultivieren.» Nach dem Verlust der grossbürgerlichen Existenz bleibt ihm nur die Selbstdarstellung als Dandy, als etwas Besonderes in einer nivellierten Demokratiegesellschaft. Als das ist er dann ab den 1980er Jahren in Berlin durchaus eine prägende Figur – auch in einem Berlin, das mit der 68er Bewegung zwar politisch und sozial einen Aufbruch signalisierte, aber kulturell und stil­mässig gleichzeitig den Niedergang einleitete. Insofern ist Günter Erbes Buch auch ein eindrückliches Dokument dieser Zeit.



Die Bibel

Der schmerzhafteste Preis des Hedonismus

Das Leiden Jesu Christi wird in der Kreuzigung treffend dargestellt. Aber Jesus litt schon bevor er am Kreuz hing – unter seinen Freunden und seinen Gegnern: Seine Jünger erkannten den Ernst der Lage nicht und schliefen ein. Judas lieferte ihn für ein Schmiergeld aus. Petrus erklärte sich für standhaft und knickte ein, sobald es unangenehm wurde. Der Hohe Rat unterstellte Jesus eine Gotteslästerung, die er nicht begangen hatte. Der römische Statthalter fand keine Schuld an ihm, sicherte sich jedoch die Sympathien des Volkes, indem er der Hinrichtung zustimmte. Die letzte Möglichkeit, Jesus zu begnadigen, blieb ungenutzt, weil das Publikum lieber den Mörder Barabbas freiließ. Das Leiden Jesu auf dem Weg ans Kreuz wurzelt im Hedonismus seiner Umgebung. Das Leitmotiv des Hedonismus ist gemäss David Hume nicht die Lustmaximierung, sondern die Furcht vor der Unlust. Die Unlustvermeidung wird in der Regel durch Abschieben auf andere Menschen erkaufte und erzeugt anderswo Schmerz und Tod.

Die Absage an den Hedonismus ist jederzeit möglich, denn jeder Mensch vermag Unlust zu ertragen. Anstrengungen in der Ausbildung und beim Job, Militärdienstpflicht für alle, Kostenwahrheit bei medizinischen Leistungen und bei der Mobilität gehören dazu wie eine eigenständige Altersvorsorge und freie Märkte. Der Staat muss Recht, Ordnung und Freiheit sichern, und das kann er nicht, wenn er sich für die Unlustvermeidung der halben Welt zuständig fühlt. Es war ein vielsagender Zufall, dass gleichzeitig die 13. AHV-Rente beschlossen und in Zürich ein Jude von einem eingebürgerten Islamfaschisten niedergestochen wurde. Der hedonistische Sozialstaat verdrängt den Rechtsstaat. Nur die Auferstehung Christi lässt hoffen, dass die Dinge nicht so übel herauskommen, wie sie angerichtet sind (Matthäus 26, 1–28, 15).

Peter Ruch



Freizügiger Umgang mit grossen Werken: Komponist Schickele.

Klassik

Eine kleine Nicht-Musik

Er erhob den musikalischen Scherz zur eigenen Kunstform: Peter Schickele und sein von ihm entdeckter P. D. Q. Bach – vergessener Sohn des grossen Johann Sebastian Bach.

Wolfgang Koydl

Peter Schickele: Eine kleine Nichtmusik. Wie viele Werke Schickeles auf Youtube abrufbar.

Das «Pervertimento für Dudelsack, Fahrrad und Luftballons» ist nicht leicht aufzuführen, schliesslich muss der Dudelsack entsprechend modifiziert werden, damit er mehr wie eine Oboe oder eine Klarinette klingt. Als überraschend vielseitig hingegen erweist sich das Fahrrad, bei dem Speichen, Lenker und Pedale gleichermassen zum Einsatz kommen. Lediglich die mit Helium gefüllten Ballons tun, was sie am besten können: Sie pfeifen oder platzen.

Der Rest des Kammerorchesters ist traditionell zusammengesetzt. Nur dem Fagott kommt eine tragende Rolle zu, war es doch das Lieblingsinstrument des Komponisten. Eigens für vier Fagotte orchestrierte er Wagners «Tristan»-Motiv von Sechsstel- auf Zweivierteltakt um – als Tango. Zu gern wüsste man, was der Bayreuther Maestro von dem neuen Arrangement und dem eigenwilligen Musikerkollegen aus den Vereinigten Staaten gehalten hätte: Peter Schickele.

Manuskript in der Kaffeemaschine

Peter who? In Europa war der selbsternannte «Professor für musikalische Pathologie» an der nicht existenten Universität von Süd-Nord-

Dakota praktisch unbekannt. In seiner amerikanischen Heimat hingegen hatte der mehrfache Grammy-Gewinner, Filmkomponist und Arrangeur von Ikonen wie Joan Baez eine grosse und treue Gefolgschaft – wenngleich nicht als seriöser Komponist, sondern als ... Ja, als was eigentlich? Als Musik-Clown? Als oberflächlicher Spasskollege eines Victor Borge? Oder als musikalisches Genie, das seiner tiefen Liebe zur Musik mit seinen verfremdeten Anleihen bei grossen Werken huldigte? Machte er sich lustig über die Klassik? Oder verehrte er sie auf seine Weise?

Bekannt, geliebt und bewundert wurde Schickele als Alter Ego von P. D. Q. Bach, einem

von ihm wiederentdeckten – natürlich fiktiven – 21. Sohn des grossen Johann Sebastian Bach. Von seinem berühmten Vater nie in Komposition und Kontrapunkt unterwiesen, habe P. D. Q. (was vermutlich für *pretty damn quick*

Einem Programmheft legte er eine Brechtüte bei. Aufschrift: «Für den Fall kulturellen Unwohlseins».

stand) der Musik schon im Alter von drei Jahren abgeschworen, nur um sich später wie ein Rachegott wieder auf sie zu stürzen. Ein erstes Manuskript aus seiner Feder wollte Schickele 1954 entdeckt haben – in der Kaffeemaschine eines Hausmeisters in einer Burg in Bayern, missbraucht als Kaffeefilter.

Fortan gab es kein Halten. Viele Komponisten haben sich musikalische Scherze erlaubt – ob Mozart, Haydn oder Johann Strauss. Aber Schickele, Pardon, P. D. Q. Bach, erhob den Spass zur eigenen Kunstform. Immer neue Werke des fiktiven Bach-Sprosses wurden ans Licht einer staunenden und amüsierten Öffentlichkeit gezerrt – mit Titeln, deren Wortwitz Schickeles musikalischem Humor ebenbürtig war: die Kurzopern «Oedipus Tex» (spielt selbstverständlich in Texas) und «Die Entführung des Figaro», die Tschaikowsky vorgreifende «1712 Overture», die «Unbegonnene Symphonie», die mit dem dritten Satz anhebt, «Präludien und Fugen in allen Dur- und Molltonarten mit Ausnahme der wirklich schwierigen», die Hundekantate: «Wachet, wau», oder das «Reizbare Klavier» statt des «Wohltemperierten Klaviers» – ein Wortspiel, das sich im Englischen erschliesst: «The Short-Tempered Clavier» anstatt des «Well-Tempered Clavier».

Zu betrunken, um zu plagiiieren

Mit den Werken von P. D. Q. Bach füllte Schickele einige der grössten Konzertsäle Amerikas wie die Carnegie Hall oder das Lincoln Center in New York. Weltbekannte Kollegen rissen sich darum, mit ihm aufzutreten. Legendär ist ein gemeinsames Konzert mit dem Geiger Itzhak Perlman und dem Komponisten John Williams am Pult des Boston Pops Orchestra. Da sind Musiker, die einfach viel Spass haben – und ihn einem begeisterten Publikum vermitteln.

Freimütig gestand Schickele, dass der Bach-Nachkomme nur dann imstande war, eigene Melodien aufzuschreiben, wenn er zu betrunken war, um zu plagiiieren. «Stellen Sie sich darauf ein, Dinge zu hören, die Sie schon gehört haben», warnte er sein Publikum. Aber was heisst schon Plagiat? Wenn P. D. Q. Bach abkupfert, dann ist das fast so genial wie eine originale Partitur. Seine «Kleine Nichtmusik» verwebt Mozarts Vorlage mit Themen und Melodien quer durch die Musikgeschichte – von

Tschaikowsky bis «Yankee Doodle». Es hört sich an, als ob sie schon immer dazugehört hätten.

Die «Cantata Blaues Gras» wiederum wechselt nahtlos zwischen einer Bach-Kantate und dem klassischen Bluegrass-Sound aus Kentucky. In ein Barock-Adagio streut er Boogie-Woogie ein, und selbst an William Shakespeare vergriff sich Schickele: Dessen grosse Monologe aus «Hamlet», «Macbeth» oder «Romeo und Julia» vertonte er als Country-Songs. Beethovens «Fünfte» wiederum inszenierte er als Sportereignis mit laufendem Kommentar: «Oh, der Hornist wird für dreissig Takte auf die Strafbank geschickt!»

Viele seiner musikalischen Scherze bewegen sich auf hohem Niveau. Man muss schon ein guter Musikkenner sein, um zu bemerken, wo er gerade wieder augenzwinkernd einen Titanten des Barocks, der Romantik oder der Klassik vom Sockel geholt hat. Wenn allerdings mitten in einem Bach-Präludium das amerikanische Volkslied «I've Been Working on the Railroad» erklingt, dann lachen auch Laien. An anderen Stellen produziert er gleichsam musikalischen Slapstick für jedermann, etwa mit eigens erfundenen Instrumenten. Als da wären das Pastafon, die Dill-Piccoloflöte, das Pogott – eine Kombination aus Posaune und Fagott – und natürlich das Lasso d'amore: lange, bunte, wirbelnde Plastikröhren, «erfunden von Wiener Cowboys, die bald bemerkten, dass sie zum Rinderfang nicht taugten».

Der seriöse Komponist Schickele verschwand viel zu oft hinter der Kunstfigur. Niemand hätte dem Mann mit schneeweisem Santa-Claus-Bart, dem Hemd, das aus der Frackhose hing, und den groben Arbeitstiefeln die fünf Streichquartette, die zahlreichen Konzerte und die zwei Symphonien zugetraut, die er für renommierte Orchester und Ensembles schrieb. Schickele war sich dieser Tatsache nur allzu gut bewusst. «Es gibt viele Leute, die sind nicht nur überrascht, dass ich ernsthafte Musik schrei-



be, sondern sogar enttäuscht», erklärte er einmal. «So nach dem Motto: Hier ist noch so ein Clown, der den Hamlet spielen will.» Aber er liebe P. D. Q. Bach, nicht zuletzt, weil ihm dieser Charakter ein «sehr nettes» Einkommen verschaffe. «Ich habe mein Bett gemacht, und es ist kein schlechtes Bett.»

Mit seinem schrägen Humor, seinem mitunter respektlos anmutenden freizügigen Umgang mit den grossen Werken der europäischen Musik, aber auch mit seiner Freude an Jazz, Country und Bluegrass war Schickele durch und durch Amerikaner. Er spielte und mochte alles: «Alle Musiken sind gleich geschaffen», witzelte er. Dennoch konnte er seine europäischen Wurzeln nicht verbergen. Er war der Enkel des elsässischen Schriftstellers René Schickele. Seine Eltern waren in die USA ausgewandert, wo er in Iowa zur Welt kam, einem Bundesstaat, den man eher mit Schweinezucht assoziiert als mit Musik.

Musik studierte er an zwei der bedeutendsten Konservatorien des Landes: Swarthmore College und Juilliard School of Music in New York. Zu seinen Kommilitonen zählten Philip Glass

Wenn P. D. Q. Bach abkupfert, dann ist das fast so genial wie eine originale Partitur.

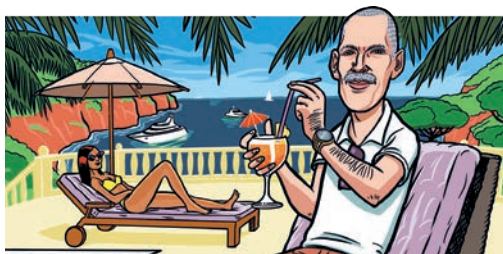
und Steve Reich, zu seinen Lehrern der französische Komponist Darius Milhaud. Später unterrichtete er selber einige Jahre lang an der Juilliard School. Für seinen Erfolg sprechen auch die fünf Grammys, die er erhielt. Wobei strenggenommen vier davon nicht an ihn, sondern an P. D. Q. Bach gingen.

Klassik vom hohen Thron geholt

Dem vermeintlichen Hanswurst Schickele gelang etwas Wesentliches: Mit Witz und Humor machte er viele Menschen mit klassischer Musik vertraut, die wenig oder nichts mit ihr hätten anfangen können. Dazu trug auch seine Radiosendung «Schickele Mix» bei, die jahrelang landesweit ausgestrahlt wurde. Ja, er holte die Klassik vom hohen Thron herunter, auf dem sie oft sitzt. So legte er einem Programmheft eine Brechtüte bei. Aufschrift: «Für den Fall kulturellen Unwohlseins». Und was das eingangs erwähnte «Pervertimento» betreffe, so handele es sich nicht um eine Werksbeschreibung, sondern um das Urteil der ersten Musiker, die es gespielt hätten.

Die Entdeckung Schickeles ist einer jener seltenen Glücksfälle, die im Englischen als *serendipity* bezeichnet werden: ohne zu suchen, zufällig und unerwartet auf etwas Schönes zu stossen. Leider zu spät, um einen Live-Auftritt mit Werken von P. D. Q. Bach erleben zu können. Peter Schickele starb vor wenigen Wochen im Januar mit 88 Jahren.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Endorphin-Dusche

Mark van Huisseling

Haben Sie's auch mitbekommen, geneigte Leserin, geneigter Leser? Die 30 000 Angestellten der Stadt Zürich wurden persönlich angeschrieben und erhielten per Post Zahlungsdetails samt QR-Code, um die zuvor doppelt überwiesenen Februarlöhne zurückzuzahlen. Das ist natürlich nur recht (sowie rechtens). Weh tut's trotzdem. Denn die erste Reaktion, wenn der Kontostand plötzlich eine höhere Zahl anzeigt, sei automatisch positiv, sagt Kurt

Geldrückgabe ist schmerzhaft, was mit einer Abneigung gegenüber Verlusten zu tun hat.

Ackermann, Verhaltenspsychologe der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (auf Tagesanzeiger.ch). «Man ist zunächst erstaunt, wie konnte das geschehen? Beginnt aber auch zu rechtfertigen. Ist das Geld ein Bonus für unsere geleistete Arbeit?»

Unlogisch, klar, verständlich dennoch. Finden wir nicht alle insgeheim, wir verdienen mehr, als wir bekommen – weil wir, ehrlich gesagt, toll sind (wenn auch oft unterschätzt)? Und ein Bonus der Beweis dafür ist, dass wir wahrgenommen, ja, geliebt werden, vom Chef, von der Mutter oder dem Vater, von Gott meinetwegen?

Laut dem Verhaltenspsychologen reagiert der Körper mit einer Art Endorphin-Dusche, «einem Fluten des Gehirns mit positiven Gefühlen», auf die Doppelzahlung. Egal, dass diese bloss wegen eines technischen Fehlers ausgeführt wurde. Die Rückgabe sei schmerzhaft, was mit einer Abneigung gegenüber Ver-

lusten zu tun habe – der neue Kontostand setze einen neuen Status quo, weshalb eine ähnliche Reaktion ablaufe, wie wenn man physischen Schmerz erleide.

Ihnen kann ich's ja sagen: Ihrem Kolumnisten, im Hauptberuf freier Journalist und Autor, passiert es ab und zu, dass ein Honorar zweimal ausbezahlt wird, keine Ahnung, weshalb (letztmals, tatsächlich, vergangenen Monat). Und obwohl MvH der Erste ist, der findet, ein Bonus für seine Arbeit wäre an der Zeit oder inhaltlich gerechtfertigt, überweise ich das Geld jeweils zeitnah zurück.

Bevor eine Art Endorphin-Dusche mein Gehirn mit positiven Gefühlen flutet beziehungsweise der neue Status einsetzt und ich physischen Schmerz erleide, wenn ich es dann zurückzahlen muss.

Doch einmal machte mir die Partei, die den Fehler begangen hatte, die Rücküberweisung und das Leben schwer; ich wohnte frisch in London, arbeitete als Ihr Korrespondent (das liegt bereits etwas zurück). Ich hatte 25 000 Franken auf mein eben eröffnetes britisches Konto verschoben. Es dauerte Wochen, bis das Geld eintraf, dann nochmals Tage, bis es *cleared* war (was auch immer das bedeutete). Nach einem Monat – einzig dank Nachbarschaftshilfe konnte ich meine Miete zahlen – durfte ich darauf zugreifen. Und stellte fest: Der Betrag war zweimal gutgeschrieben worden. Stimmt nicht, da unmöglich, erwiderte die Citibank auf meine entsprechende Anzeige. Nach zwei Jahren fragte ich einen Bankbekannten, ob jetzt noch mit einer Rückforderung zu rechnen sei.

Seine Erwiderung: Da kommt nichts mehr, die Buchhaltung ist geschlossen, der Fehlbetrag abgeschrieben. Ein paar Monate später erreichte mich das Zahlungsbegehren dennoch, die Bank gab mir *ten working days*, zehn Arbeitstage, die 12 500 oder so Pfund bereitzustellen, andernfalls würde der Rechtsweg beschritten.

Das ist, wie geschrieben, die Ausnahme. Die Regel: Ich bekomme das vereinbarte mir zustehende Geld Wochen oder Monate zu spät und lange nach der Fälligkeit (besonders von Verlagen und Unternehmen, mit denen ich nicht regelmässig zusammenarbeite; das geht vielen Selbständigen so, höre ich). Oft passiert, nachdem ich meine Leistung erbracht habe – *on time, on budget* –, erst mal gar nichts mehr. Nach der zweiten Mahnung dann teilt man

mir mit, dass meine Rechnung falsch adressiert oder von der verantwortlichen Sachbearbeiterin noch nicht freigegeben worden sei, manchmal auch, dass man ein Zahlungsziel von neunzig Tagen anstrebe (und trotz allen Anstrengungen, so sieht's aus, nicht erreicht). Es wird also ein Grund hervorgeholt, der auf Deutsch übersetzt so viel heisst wie: «Uns doch egal, ob irgendein Auftragnehmer seine paar hundert Franken oder Euro (deutsche Zahler sind unzuverlässiger) fristgerecht bekommt. Er wird wohl nicht angewiesen sein auf den kleinen Betrag, oder?»

Das löst bei mir eine ähnliche Reaktion aus, wie wenn man physischen Schmerz erleidet.



UNTEN DURCH

Auswahl und Garantie

Linus Reichlin

Ich hasse es, eine grosse Auswahl zu haben. Zum Beispiel macht es mich ganz kribblig, wenn man mir im Restaurant eine fünfseitige Speisekarte in die Hand drückt und ich dann wählen muss zwischen Huhn, Ente, Lachs, Steak, Riesencrevetten, Vegi-Tellern, Pizza, Fitnesssalaten, drei «Der Chef empfiehlt»-Gerichten und fünf «Spezialitäten des Hauses». Ich weiss dann überhaupt nicht mehr, was ich will, und bestelle meistens das, was der Gast am Nebentisch isst. Aber wenn ich dieses Gericht dann esse, denke ich: «Hätte ich doch den Vegi-Teller genommen! Oder eine Pizza! Oder das Fondue!»

Eine grosse Auswahl führt bei mir zum Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, und dann packt mich eine Wut über den Wirt, der im Grunde ein Feigling ist. Er hat nicht den Mut, mit einer Kreide die zwei Gerichte auf eine Tafel zu schreiben, die er selbst für die besten hält. Da er an all seinen Gerichten zweifelt, bie-

tet er fünfzig davon an, und wenn es den Gästen dann nicht schmeckt, kann der Wirt sich sagen: «Es ist nicht meine Schuld, wenn ein Gast aus einer riesigen Auswahl ausgerechnet das wählt, was ihm nicht schmeckt.» Dieses Prinzip, dem Kunden die Verantwortung für seine Enttäuschung über ein Produkt in die Schuhe zu schieben, hat sich inzwischen in allen Branchen durchgesetzt. Wo man hinkommt, wird man mit «Wählen Sie zwischen fünfzehn Varianten!» oder dem «grössten Caquelon-Angebot der Schweiz» konfrontiert, was eben nichts anderes bedeutet als: «Selber schuld, Kunde, wenn du Mist kaufst!» Natürlich kann ich, wenn ich ein schlechtes Produkt kaufe, dieses umtauschen. Es macht dem Verkäufer auch nichts aus, mir das Geld zurückzuerstatten. Denn bei einem so riesigen Angebot kann niemand dem Verkäufer einen Vorwurf dafür machen, dass er nicht jedes Produkt einzeln kennt und getestet hat.

Hier kommt das Prinzip «Garantie» ins Spiel, das stets im Zusammenhang mit grosser Auswahl auftritt. Wenn ein Verkäufer auf ein Produkt das Schild «ein Jahr Garantie» klebt, heisst das: «Ich hab keine Ahnung, ob das ein gutes Produkt ist oder Schrott.» Gibt er drei Jahre Garantie, heisst das: «Habe auf der Messe gehört, dass von zehn dieser Maschinen sechs länger als drei Jahre halten.» Grundsätzlich heisst Garantie aber immer a) «Verkäufer hat keine Ahnung» und b) «Hersteller ist bereit, 60 Prozent Remittenden in Kauf zu nehmen». Und natürlich heisst es auch wieder: «Kunde hat gewählt, Kunde braucht sich nicht zu wundern.» Garantie ist wie grosse Auswahl ein Instrument des Handels, um den Kunden

Es ist letztlich eine religio-ökonomische Angelegenheit: Der Sünder muss zahlen.

für alles verantwortlich zu machen und ihm gleichzeitig das Geld aus der Tasche zu ziehen. Es ist letztlich eine religio-ökonomische Angelegenheit: Der Sünder muss zahlen. «Tja», sagte ich zu meinem Freund Bruno, «gib zu: Als du dir im Kaffeemaschinenparadies diese Scheisskaffeemaschine mit drei Jahren Garantie gekauft hast, hättest du nicht gedacht, dass hier ungeheuer komplexe Vorgänge im Spiel sind, gell?» «Quatsch, nichts war komplex»,

sagte Bruno, «es gab mehr als hundert Kaffeemaschinen zur Auswahl, glaubst du, ich verschwende meine Zeit mit Auswählen? Ich hab einfach die Nummer eins bei Stiftung Waren-test genommen. Ich kaufe immer Nummer eins Stiftung Waren-test. Oder ich kaufe den Bestseller Nummer eins bei Amazon. Einfach immer Nummer eins oder meistgekauft, egal, ob bei Unterwäsche, Videokameras oder Wäscheständern. Und im Restaurant bestelle ich einfach das Billigste. So, wo ist das Problem?» Bruno ist einfach kein philosophischer Mensch, deswegen hat er so wenige Probleme. Als er vor Jahren mal auf Parship war, hat er unter all den Hunderten von Frauen einfach die erste gewählt, deren Vornamen mit B anfang, und der hat er dann eine Liebesnachricht geschrieben. Sie antwortete nicht, aber *so what?* Bruno kaufte sich zum Trost einfach eine Flasche Schnaps, meistgekauft bei Getränke Sonderegger.



SEX Weichere Bewegungen Dania Schifftan

Liebe Dania, wenn ich mit meiner Frau schlafe, habe ich selten einen Orgasmus. Mir macht das eigentlich nichts aus, weil ich mich sonst auch selber befriedigen kann. Sie stört sich daran, weil sie denkt, sie mache etwas falsch. Ist dem so?

S. T., Volketswil

Was Sie schildern, ist ein bekanntes Szenario aus meiner Praxis. Für viele Männer ist die Vagina zu weich und zu feucht. Hinzu kommt, dass sie sich in ihr nicht so schnell bewegen können, wie sie das während der Selbstbefriedigung tun. Wenn sie sich selbst befriedigen, üben die meisten Männer viel mehr Druck aus, als

dies in einer Vagina möglich ist. Über Spannung und eine hohe Geschwindigkeit kommen sie schliesslich zum Orgasmus. Es kann sein, dass auch Ihr Penis sich dieses Muster angewöhnt hat und nur noch so zum Höhepunkt kommt. Wenn Sie ein Interesse daran haben,

Ihre Selbstbefriedigung sollte der gemeinsamen Sexualität immer ähnlicher werden.

beim gemeinsamen Liebesspiel mit Ihrer Frau zu kommen, sollte Ihre Selbstbefriedigung der gemeinsamen Sexualität immer ähnlicher werden. Das bedeutet: Verwöhnen Sie Ihren Penis mit weicheren Bewegungen, probieren Sie andere Stellungen, und üben Sie weniger Druck aus. Nehmen Sie Geschwindigkeit raus, und nähern Sie sich nach und nach dem an, was Ihr Penis auch in der Vagina erlebt. Es geht darum, zu analysieren, was in der Paarsituation passiert und was, wenn Sie sich selbst befriedigen. In meinem Buch «Keep it coming» gehe ich darauf genauer ein. Haben Sie herausgefunden, worin die Unterschiede bei Ihnen persönlich liegen? Prima, dann ist es eine reine Übungssache! Wenn Sie es okay finden, wie es im Moment ist, sollten Sie mit Ihrer Frau sprechen. Sie können ihr erklären, dass es vielleicht gar nichts mit ihr, sondern mit den beschriebenen Unterschieden zu tun hat. Und dass sie nichts falsch macht, sondern auf Ihrer Seite durchaus Genuss vorhanden ist

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch



Und wenn Sie nicht bald lernen, sich zu entscheiden, weiss ich nicht so recht, was ich mit Ihnen machen soll ...

An der Realität vorbei

Nr. 10 – «Aufstand der Alt-Botschafter»
Rafael Lutz über die Kritik von Ex-Diplomaten

Mit Interesse habe ich die Aussagen verschiedener alt Botschafter (zu denen ich nun auch gehöre) zum Thema Neutralität und der Positionierung des EDA und seines Vorstehers im Ukraine-Krieg gelesen. Im Unterschied zu den vier Kollegen habe ich längere Zeit und bis vor kurzem mit Bundesrat Cassis zusammengearbeitet. Ich kenne also die Situation aus erster Hand und nicht nur vom Hörensagen. Und da muss ich meine Kollegen darauf hinweisen, dass verschiedene ihrer Aussagen schlicht an der heutigen Realität vorbeizielten. Die Neutralität und das internationale Genf stellen für die schweizerische Diplomatie nach wie vor einen Mehrwert dar und bleiben wichtige Kriterien auch bezüglich des Erbringens von Guten Diensten. Die Neutralität ist aber nicht das allein entscheidende Kriterium. Sonst hätte die Türkei nicht eine so zentrale Rolle bezüglich des Getreidedeals zwischen der Ukraine und Russland spielen können oder würde Katar nicht eine wichtige Vermittlerrolle im Nahostkonflikt einnehmen. Viele Schutzmandate werden zudem nicht von neutralen Ländern wahrgenommen. Was meine Kollegen möglicherweise auch übersehen, ist, dass sich die weltpolitische Situation stark verändert hat und die Schweiz einer anderen Realität gegenübersteht als jener, die sie selbst erlebt haben. Im Gegensatz zu früher ist es für die Schweiz kaum mehr möglich, abseits zu stehen und sich diskret durchzuschlängeln. Die weltpolitische Lage und die Social Media zwingen die Schweiz heute, sich klarer und schneller als früher zu positionieren. Das hiess dann eben EU-Sanktionen zu übernehmen, was die

Schweiz notabene bei früheren Konflikten auch schon fallweise getan hat. Aus neutralitätsrechtlicher Sicht hat sich dabei nichts geändert, hingegen nützt der Bundesrat seinen neutralitätspolitischen Spielraum aus, um die Schweiz in diesem veränderten Umfeld zu positionieren. Und bei objektiver Betrachtung gelingt ihm das per saldo doch recht gut. *Johannes Matyassy, stv. Staatssekretär EDA 2021/2022, Muri bei Bern*

Globale Hegemonie

Nr. 10 – «China ist eine Chance»
Beat Schneider über die neue Supermacht

Fernöstliche Kulturen und Philosophien mögen für Westler einen exotischen Reiz haben, doch werden sie stets sehr einseitig wahrgenommen. Wer über China schreibt, sollte vorweg klarstellen, dass dieses Land mit dem Einfall in den damals souveränen Staat Tibet im Sommer 1949 – nicht zu verwechseln mit der grossen Fluchtwelle von 1959 – einen Genozid und Ethnozid historischen Ausmasses begonnen hat. Schon allein deshalb sollte die Schweiz das Freihandelsabkommen mit China nicht ergänzen, sondern kündigen. China wird nie etwas für andere tun, sondern beharrlich auf sein Ziel der globalen Hegemonie hinarbeiten. *Hans Mäder, Zollikofen*

Félicitations, Genève!

Nr. 10 – «Kastensystem für Autos»
Philipp Gut über Fahrverbote in Genf

Félicitations, Genève! Traurig nur, dass die Schweizer Regierung bei intelligenten Lösungen nicht Avantgarde ist, sondern Paris und Freiburg im Breisgau nachmachen muss. Und wegen der Eigentumsgarantie braucht man sich keine

Sorgen zu machen. Diese ist auch garantiert, wenn Sie zum Beispiel Ihre Stereoanlage nach 22 Uhr nicht aufdrehen dürfen oder mit Ihrer Flinte nicht einfach auf Tiere oder gar Menschen schiessen dürfen. *Marian Michael Skalicky, Basel*

E-Mann-zipation

Nr. 9 – «Männer sind einfach unersetzlich»
Walter Hollsteins Hommage an das starke Geschlecht

Homo sapiens ist Homo sapiens. Dieses gegeneinander Ausspielen der Geschlechter zeugt von Langeweile in der heutigen Wohlstandsgesellschaft. Da die Männer immer bestrebt sind, sich das Leben angenehmer zu gestalten (zumindest in unseren Kulturen), erfinden sie für alles Maschinen. Darum wird die frühere Fließbandarbeit heute von Robotern erledigt. Es gilt aber auch: Hinter jedem starken Mann steht eine starke Frau mit Loyalität und Kameradschaft. *Peter Michel, Sisikon*

Während die Frauen sich e-Mann-zipt haben, haben die Männer es leider verpasst, sich zu e-Frau-ziptieren! *Ruth Obrist, Kaiseraugst*

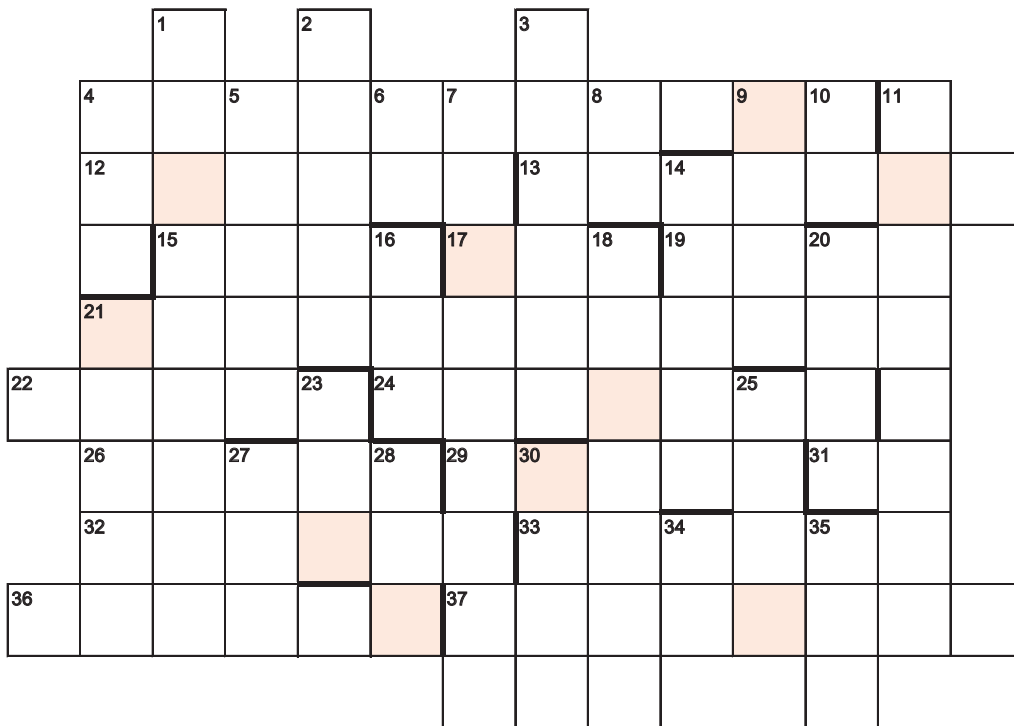
Zu viel Schweiz

Weltwoche allgemein

Zu viel Schweiz! Bei aller Sympathie für und Neugierde auf die Schweiz, bitte denken Sie an die vielen deutschen Abonnenten, die sich jede Woche auf das neue Heft freuen und dankbar sind, in der *Weltwoche* einen guten Ersatz gefunden zu haben für die regierungstreuen Massenmedien Deutschlands. *Peter Schafranek, Meckenheim (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





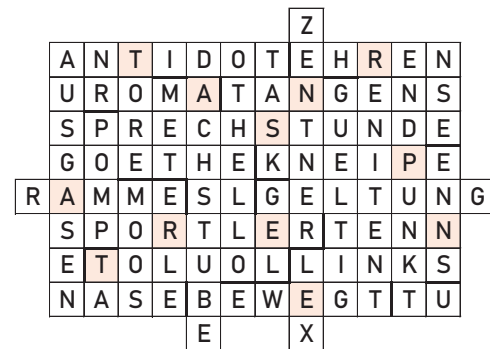
Lösungswort — Hebevorrichtung für Schafhalter?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 wie man ausländischen Touristen erklärt, dass die Tour zum Berner Flughafen ausfällt? 12 zur Hälfte luftiges Gebäckstück 13 wenn sich Streithähne nähern kommen 15 in Dekochips oder am Herd zu finden 17 wagt sich in Zug aufs Glatteis 19 zum Einkaufen, im Tessin auch zum von 21 wo Eric Weber politisiert 22 Gewächse, die zum Memorieren animieren 24 was z. B. das Lied «Träne» ist 26 Pokal mit Identifikationsnummer, kreist um den Uranus 29 Dschungelhelden-Fortbewegungsmittel 31 Cleverness der nicht-menschlichen Art, hängt auch gerne faul rum 32 grob an internationales «weiss jetzt» erinnerndes Schweizer Dorf 33 was darin gehalten wird, verkommt nicht 36 wohin d-/n mit steigendem n konvergiert 37 eher fair, aber sehr verworren

Senkrecht — 1 würde nicht nur vielen Muskeln, sondern auch vielen Vorschriften guttun 2 z. B. an der US-Küste zu finden 3 von Platin umrahmtes italienisches Ufer 4 alles andere als antik, aber in Herculaneum zu finden 5 nützlich für Notizen oder gegen Schläge 6 typisch schweizerische Endung, die aber eher chinesisch anmutet 7 was man bei einem Praktikum in einer Druckerei schnuppert? 8 in Entenbraten ziemlich häufig 9 befindet sich gleichzeitig im Domleschg und im Engadin 10 einst Staaten verbindendes Parterre 11 lautes englisches χ -Geräusch? 14 sorgt für schräge Typen aus dem Sägewerk 16 medizinische Beurteilung in Nachtapotheken 18 wenn Madame Tussauds Ausstellung ... erhalten soll, wird eine prominente Persönlichkeit ... 20 alpenrepublikanische 10-Gramm-Portion 21 ist eindeutig heldenhaft 23 halber Schein 25 ist bei Treuerabatten inbegriffen 27 Dichtung ohne sie, einst schriftstellerisch tätig 28 unwoker non-birthing parent 30 prophetischer Teil von Visaanträgen 34 damit endet das alte Jahr 35 ist Ziel von Sparbemühungen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 858



Waagrecht — 2 ANTIDOT (dot = engl. f. Punkt) 8 EHREN 12 [U]ROM[A] 14 TANGENS 16 SPRECHSTUNDE 18 GOETHE (go et he) 19 KNEIPE 21 RAMME 24 SL 25 GELTUNG 26 SPORTLER (SP-Ortler) 27 TENNIS 28 TOLUOL 29 LINKS 30 NASE 31 BEWEGT 32 TURNÜBUNGEN

Senkrecht — 1 ZEN[TNER] 2 AUSGASEN 3 NR 4 TORE 5 DACHSTUBE (Dachs-Tube) 6 OTHELLO 7 TASK 9 RENITENT (Renitent) 10 ENDPUNKT 11 PaNSEn (Neuronspezifische Enolase) 13 MET (Metropolitan Police Service) 15 GÜL(lear)TIG 17 POMP 20 (R)ENNStällen 22 MOOS 23 ÜBERLEbenstrainings 25 ZieGEL 28 (S)TAuden/PlanTAgen 29 LEX (lat. f. Gesetz)

Lösungswort — **TRANSPARENTE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Rede und Gegenrede.

Jetzt neu!
E-PAPER
AUSGABE FÜR
DEUTSCHLAND

www.weltwoche.de



Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland und holen Sie sich hier die neue App:

